

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 17.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. Mai 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

IX. Band.

Amy Moss

oder

das Blockhaus am Scioto.

(Fortsetzung.)

7. Kapitel.

Die Verfolgung.

Sobald Gusta glücklich der Umzäunung des Dorfes entronnen, war sein erster Gedanke, wieder in Besitz seiner Flinte zu gelangen, um in dem wahrscheinlichen Falle, daß seine Verfolger ihn ereilten, sich vertheiligen zu können. Er kannte den Charakter der Shawnees zu gut, um nicht zu wissen, daß sie Alles aufbieten würden, einen Feind in ihre Gewalt zu bekommen, welcher mit so kalter Besonnenheit in ihr Lager gedrungen und ungefährdet sich wieder entfernt hatte.

Mit der Flüchtigkeit eines Rehcs eilte er vorwärts, nicht mehr bemüht, seine Gegenwart zu verbergen, sondern allein sich auf die Behendigkeit seiner Füße und seine Kenntniß der Gegend verlassend. Doch auch sie, seine Verfolger, waren rasch hinter ihm; er hörte sie, wie sie sich vertheilten nach rechts und links, wie sie einander zuriefen und sich ermunthigten. Sie kamen näher, er hörte deutlich ihre Fußtritte, er wußte, daß auch sie leichtfüßig waren, ihn leicht einholen, ja, ihn mit ihrem Geschloß treffen konnten.

Und was ist das hinter den Bäumen dort im Osten. Es ist der erste schwache Schein der frühen Dämmerung, welche bald die Gegend überfluthen wird mit Licht und Leben.

Dort hinter dem Baume lag seine Flinte und seine Tasche, ungefähr 10 Yards noch entfernt. Die Flinte ist geladen und das Schloß daran wohl verwahrt durch ein geöltes Leder, das jeder vorsichtige Jäger bei sich führt, um die Flinte vor dem Einflusse des Wetters zu schützen, vor Nebel und Regen, und sie der Feuchtigkeit unzugänglich zu machen, wenn der verfolgte Waldbewohner Angesichts seiner Feinde vielleicht durch einen Fluß schwimmen muß.

Gusta hatte den Hügel in rasender Eile erklimmt, begann jedoch nach und nach seinen Schritt zu mäßigen bis zu der Stelle, wo er einen Augenblick Halt machen mußte, um seine Waffe zu nehmen. Er schaute zurück. Kein menschliches Wesen zeigte sich, obgleich er von allen Seiten her die Ausrufungen seiner Verfolger hörte, die bei dem noch herrschenden Dunkel nur schwer die Spur ihres leichtfüßigen Feindes fanden.

Jetzt hörte er Schritte den Hügel heraufkommen; er nahm Tasche, Pulverhorn und Jagdmesser, ergriff seine Flinte und holte tief Athem, um den Abhang im Fluge hinab zu laufen. In diesem Augenblicke theilten sich hinter ihm die Büsche mit heftigem Geräusch, und ein Indianer sprang aus dem Dickicht mit einem Schrei, der Gustaloga fast erschauern machte, so nahe Klang er. Anfangs sah der Shawnee den flüchtigen Wyandot nicht, da das graue Dämmerlicht alle Gestalten nur in unsichern Umrissen zeigte. Doch der Verfolger — Gusta erkannte ihn — war der schnellste Läufer seines Stammes, und folglich wäre es ein Glück zu nennen, wenn es dem Flüchtling gelänge, diesen aus der Zahl seiner Feinde zu verfliegen.

In einem Augenblicke standen Beide sich gegenüber.

Der Shawnee trat vor und schien mit den Augen nach einer Schutzwehr zu suchen. Ein großer Baum stand zu seiner Linken; diesen erfaßte er und suchte, schnell sich wendend, dahinter zu treten; doch Gusta's Flinte war noch schneller; der rasche Läufer fiel rücklings nieder mit einem Wuthgeschrei, welches aus so vielen Kehlen wiederhallte, daß Gusta es nicht gerathen fand, hier seine Flinte auf's Neue zu laden, sondern fortkelte tiefer in den grünen Schooß des Waldes, durch dessen Laubdach jetzt das Morgenlicht schimmerte. — Die Eiche wiegte ihr Haupt, die Silberbuche glänzte mit bleichem Schein, und alle Vögel sangen ihr Morgenlied unbekümmert um den Todeschrei, welchen das Echo des Waldes in grausenhaften Klängen wiederholte.

Die Natur lächelte im Erwachen. Der Himmel war bedeckt mit leichten, flockigen Wolken, welche die Morgensonne golden umsäumte, der laue, warme Wind wehte über Hügel, Thäler und Schluchten, küßte im Vorübergehen das wilde Weiden im dunklen Laube, entführte ihm seine süßen Düste und trug sie weit weg, bis sie starben, wie der Klang des fernem Wasserfalls, oder bis sie andern, reicherem, weichen mußten, die von der blühenden Prairie aus den Kelchen des wilden Thymian aufstiegen.

Die geblendete Gule floh in ihre Höhle, der Wolf erwachte, leckte seine Kimbacken mit durstiger Zunge und ging auf Beute aus, der Fuchs begann zu lauern, der Bär umherzustreifen, mit der dunklen Ahnung irgend eines Vorraths von wildem Honig, der Panther sprang von Fels zu Fels, von Baum zu Baum, die finstere Höhle verlassend und freundlichere Plätze aufsuchend, wo er hoffen konnte, „lebendige Beute“ zu treffen!



Gustaloga und seine Verfolger am Fließchen des Farngrundes. (Seite 126.)

Und Custaloga flog durch den Wald, nicht den Himmel über sich, nicht die Erde zu seinen Füßen beachtend, nur von dem einen Gedanken durchdrungen — sein Leben zu retten. Es hing jetzt allein von seiner Besonnenheit, seinem Muth, seiner Geschwindigkeit ab.

Nach dem ersten Wuthgeheul der Shawnees, welches von dem Auffinden ihres Gefährten, des Schnellläufers, Kunde gab, hörte Custa nur noch einen Freudenschrei, der Entdeckung geltend, daß der Scalp des Gefallenen noch unangefastet sei — und weiter keinen Laut mehr von den Indianern. Custa laufte vergebens, seine scharfen Sinne führten ihm keinen Ton zu, auf den er hätte eine Vermuthung gründen können über die Maßregeln seiner Feinde in Bezug auf seine Person. Denn daß sie ihre Rache, ihre Verfolgung so leicht nicht aufgeben würden, besonders nach dem Tode des Schnellläufers, fiel ihm, bei der Kenntniß der Gebräuche seiner Landsleute, nicht ein.

Alles blieb still. Kein Laut eines menschlichen Trittes ließ sich vernehmen. Custaloga erschraf anfangs über dieses pßliche Schweigen. Er stand still, blickte sich und berührte den Boden mit seinem Ohr. Ein herausforderndes Lächeln stahl sich über seine Züge, da er aufsprang und seinen Lauf wieder begann, denn deutlich hatte er die Tritte der wilden Horde gehört, die, vorrätiger durch ihren Verlust geworden, jetzt ohne Geräusch, ohne Worte seiner Spur folgten.

Er lenkte seine Schritte nicht zur Teufelsöhle, wie er anfangs gewollt, weil er es nicht der Klugheit gemäß hielt, dem Feinde ein Versteck zu verrathen, und weil es im Interesse Amys's von großer Wichtigkeit war, sich von einem Ort fern zu halten, in welchem die Indianer, durch die Lage begünstigt, im Falle einer Entdeckung ihn Tage lang festhalten, ja ihn durch Hunger tödten konnten.

Er wandte sich daher dem Sciotosfluß zu, einer Gegend, die ihm sehr bekannt war; dort, am jenseitigen Ufer, wußte er ein Versteck, das er, von den Shawnees unbemerkt, zu erreichen hoffte.

Ruhig lud er seine Flinte und trat dann wieder die Wanderung durch den nun pßadlosen Wald an.

Nur das Licht und der Wind waren seine Führer. Der Wald war hier durch wucherndes Gestrüpp so unwegsam, daß Custa sich oft genöthigt sah — Umwege zu machen, welche natürlich Zeit erforderten, doch ohne jetzt schon seine Kraft zu erschöpfen. Der ächte Sohn der amerikanischen Wälder vermag Tage lang ohne Nahrung, ohne Feuer in Kälte und Mässe auszuhalten, vermag selbst Durst, das schwerste aller körperlichen Leiden, zu ertragen, ehe er ein Versteck dem Feinde verräth — und Custa konnte alles Dies und mehr noch.

Jetzt öffnete sich der Wald, und eine Lichtung, ungefähr eine Viertelmeile im Durchmesser, die jedoch eher ein morastiger Pfuhl, als eine Prairie zu nennen war, lag vor dem Flüchtling; dennoch schwanke er keinen Augenblick. Glücklicherweise war ihm ein Steig bekannt, der mitten durch den Morast führte, welcher jetzt, von allem Gestrüpp gereinigt und mit einem Graben umzogen, zu einer fruchtbaren Wiese umgeschaffen ist.

Als Custa ungefähr die Hälfte des Sumpfes durchschritten, brach die Horde seiner Verfolger aus dem Dickicht, erst ein Mann, dann noch einer, dann wieder zwei, bis die ganze Rote sichtbar war. Custaloga wandte sich um und richtete sein Gewehr. Er war zu bekannt als guter Schütze, um nicht seinen Gegnern Furcht einzusüßen; fast unwillkürlich richtete die ganze Rote die Flinten auf den Flüchtling, doch dieser lachte nur laut und sprang im schnellsten Lauf den schmalen ausgehauenen Fußpfad vorwärts, welcher seit undenklichen Zeiten von Menschen und Thieren hier als einziger Weg betreten ward.

Der Steig nahm jetzt eine Wendung, welche Custa auf Schußweite den Indianern nahe brachte, ja er lief einen Augenblick fast geraden Weges ihnen entgegen. Alle gaben gleichzeitig Feuer, aber — ob die Entfernung für ihre Gewehre dennoch zu weit war, oder ob sie zu flüchtig gezielt — kurz, kein Schuß traf; Custa sprang hoch in die Luft mit spöttisch herausforderndem Lachen und setzte seinen Weg fort.

Im nächsten Augenblicke hatte der majestätische Dom des Waldes ihn wieder aufgenommen, und seine Verfolger blieben in Zweifel, ob er weiter geflohen, oder im Hinterhalt liege. Das Letztere kam ihnen wahrscheinlicher vor, und nach kurzer Berathung stellte sich, wie bei den Indianern gebräuchlich, ein junger Krieger für die ganze Horde. Er nahm seine Flinte, warf einen wilden Blick nach dem finstern, geheimnißvollen Walde, nach dem Walde, in dessen Tiefen für ihn der Tod lauern konnte, und sprang dann mit einem ächten Indianersatz in's Dickicht hinein, wohin die Andern ihm folgten, um für den Fall, daß ihr Genosse Custa's Geschoss erliege, dessen weitere Verfolgung zu übernehmen.

Doch kein Schuß ließ sich vernehmen. Des Waldes schlafendes Echo zu weden, und wieder lungerten die Shawnees umher, gleich einer Meute blutdürstiger Wolfshunde, gierig nach dem Augenblicke, wo sie ihre scharfen Fangzähne in Menschenfleisch graben und Menschenblut schlürfen konnten.

Custaloga, welcher den Aufenthalt seiner Feinde vorausgesehen und ihn zu benutzen verstand, ging jetzt mit gemäßigteren Schritten seines Weges. Denn obgleich er sich wenig darum kümmerte, ja es sich nicht gesehen mochte, so fühlte er doch eine bedeutende, durch die lange Entbehrung der Speise und die Anstrengung verursachte Schwäche. Und noch hatte er wenigstens eine Stunde zu geben bis zu dem Versteck, wo er die Schlaueit der Indianer zu täuschen und ihre Geduld zu ermüden hoffen durfte.

Der Wald begann sich jetzt zu lichten, und zwischen den Stämmen der Bäume hindurch sah Custa einen Fluß schimmern. Sein Herz hüpfte bei diesem Anblick fast vor Freude. Seine Glieder lechzten nach dem kühlenden Wellenbade, und wenn es ihm gelang, bei Zeiten das jenseitige Ufer zu erreichen, so machte dieser Vorprung sein Entkommen gewiß.

Doch — kaum wußte er selbst, wie es geschah, ob seine Augen geblendet waren durch Müdigkeit und Schwäche — er that einen Mißgriff, zu dem ein Neuling jeden Augenblick gelangen konnte, doch der an dem vertrauten Sohne des Waldes zu verwundern war. Er begann den Fluß zu durchwatzen 50 Fuß von der seichten Stelle aufwärts, an der allein der Strom zu passiren war.

Nach wenigen Minuten entdeckte er seinen Irrthum. Einen Augenblick fußte er und eilte dann zurück zu

rechten Stelle, beflügelt von dem Gedanken, daß an einer Minute Verzug vielleicht sein Leben, seine Zukunft hänge.

Nie sprang eine Gense so pßgeschwind von Fels zu Fels, als Custa jetzt das Ufer des Flusses entlang. Die Augen traten aus ihren Höhlen, sein ganzer Körper war in Schweiß gebadet; jeder Andere als der abgehärtete Sohn der Wildniß hätte in diesem Zustande die Berührung des Wassers wie den Tod gefürchtet, nicht so Custa; er flog am Ufer entlang, noch 10 Fuß war das seichte Wasser von ihm entfernt — da — erhob er mit wilder Geberde sein Gewehr, denn aus den Büschen des Waldes traten Shawnees, wohin er blickte, nah und fern, rechts und links, hinter ihm, überall sah er seine grimmigen Feinde. Sie schossen fast gleichzeitig, und Custa fiel auf sein Antlitz nieder.

Ein wildes Freudengeheul gellte durch die Luft, daß das Gehörnchen erschreckt des Baumes höchste Spitze erklimmte, und die Dohle mit Angstgeschrei tiefer in den Wald flog; die Indianer stürzten, ohne ferner zu laden, auf ihren vermeintlichen Gefangenen zu, um sich seiner völlig zu versichern, oder ihr Opfer zu scalpiren. Doch lauter noch als ihr Siegesgeheul gellte ihnen das spöttische Gelächter entgegen, womit Custa rasch das Ufer hinabglitt, sich auf die Füße stellte und in den Fluß sprang.

Die Indianer waren betrogen. Sie sahen es mit unverbohlenen Ingrimm und feierten, drei oder vier ausgenommen, niedergeschlagen und entmuthigt in ihr Dorf zurück. Wohl wußten sie, daß dort das Hohngelächter der Weiber sie erwartete, daß die Wittve des Schnellläufers tagelang sie mit Borwurf und Spott überhäufen werde, aber die Verfolgung schien doch gar zu erfolg- und endlos, und Custa's Gewandtheit konnte überdies sie leicht in einen Hinterhalt locken, wo ihrem Leben Gefahr drohe.

Die Gelächter ahnten nicht, wela glänzende Genugthuung ihrer harre.

Während Custaloga, die wohlverwahrte Flinte um die Schulter geworfen, rüstig durch den Scioto schwamm, welcher hier, an seiner seichten Stelle, gerade sehr breit war, folgten die zurückgebliebenen Shawnees jeder seiner Bewegungen. Ein Blick rückwärts zeigte dem Flüchtling, daß ein Indianer ihm nachschwimme, während zwei andere am Ufer ihre Gewehre luden. Der Eine legte an und zielte.

„Ha!“ rief Custa unwillkürlich, als fühlte er die Kugel in seinem Körper.

Im nämlichen Augenblicke feuerte der Shawnee, und Custaloga tauchte unter, wodurch er zwar für den Augenblick dem Schusse auswich, doch durch die Gewalt der Wogen stromabwärts getrieben wurde. Kein Wort entloß seinen Lippen. Seine Zähne waren fest aufeinander gepreßt, die Sinne halb verdundelt, nur zuweilen flog der Gedanke an Amy durch seine Seele, nebelhaft und unklar wie Alles, was er jetzt dachte, doch mit männlicher Anstrengung rang er mit den Wellen und gelangte glücklich an's jenseitige Ufer.

Der schwimmende Indianer befand sich jetzt in der Mitte des Flusses, während die andern sich ebenfalls anschickten, hinüber zu schwimmen in der Gewißheit ihrer Beute, denn sie glaubten Custa wirklich verwundet und seine völlige Ueberwindung leicht.

Custa löste von dem Schlosse seines Gewehres die schützende Hülle und legte auf den vorderen seiner Feinde an. Ein Schrei der am Ufer weilenden Shawnees warnte den schwimmenden Genossen vor der Gefahr. Dieser war ein kräftiger Mann, von gedrungenem, athletischem Körperbau, doch als er den Lauf einer Flinte auf sich gerichtet sah, schauderte er sichtbar zusammen. Nur einen Moment währte indeß seine Bestürzung, dann schwamm er rüstig weiter, dem Ufer zu.

Da ward ein Schuß und ein Wehrschrei gleichzeitig hörbar; der Indianer hob die Arme in die Höhe, ließ seine Flinte fallen und wurde vom Strom fortgetragen. Custa blickte ohne Groll auf den sterbenden Krieger, wie der Fluß ihn herantrug, während die Shawnees den Ausgang mit gespannter Aufmerksamkeit erwarteten. Custa hatte von der Blutgier seines Stammes nichts behalten. Er war nicht fähig, ohne Noth auch nur eines Feindes Leben zu gefährden. Er sah jaogleich, daß der Nahende ihm kein Leid mehr thun konnte, und wollte ihn an's Ufer ziehen, um ihn dort ruhig sterben oder genesen zu lassen, wie sein Schicksal es beschloß; doch natürlicherweise mißverstanden die Shawnees Custa's Vorhaben, wie er mit dem Flintenkolben in's Wasser tauchte, und den schwimmenden Körper aufzubalten. Ein tiefer, melancholischer Ruf zeigte, daß sie jeden Augenblick befürchteten, den Verwundeten scalpiren zu sehen.

Custaloga lächelte, als er diesen ihm wohl verständlichen Klage laut vernahm; der Betroffene kam zur Stelle, wo Custa stand, und schloß, auf dem Rücken schwimmend, einen Blick finstern Mißtrauens und ohnmächtiger Wuth auf seinen Feind, von dessen menschlichen Gesinnungen er freilich keine Ahnung hatte.

Custa stand bereit, die Flinte in's Wasser haltend, der verwundete Indianer berührte sie, doch in demselben Augenblicke that er einen lauten Schrei, schlug mit den Füßen wild um sich, stieß mit der linken Hand das rettende Gewehr zurück und gab damit sich den Strudeln des Flusses preis, in welchem in geringer Entfernung ein sicherer Tod ihn erwartete. Nicht um sein Leben zu retten, hatte der Indianer sich Custa's Hand entzogen, sondern nur um der Erniedrigung zu entgehen, scalpirt zu werden.

„Braver Krieger!“ sprach Custa mit aufrichtiger Bewunderung vor sich hin; doch wie er auch den Irrthum des Shawnee beklagte, der ohne Noth in den Wellen des Stromes den Tod suchte und fand, so war er doch zu besonnen, ferner auch nur eine Minute einem der Todfeinde zu opfern, welche nach seinem Blute lechzten und sein Leben ohne Bedenken genommen haben würden, hätte es in ihrer Macht gestanden.

Der stolze, laute Triumphschrei, welcher vom andern Ufer herüberschallte, mahnte Custa zu handeln, denn wenn er ermüdete, waren die zwei Indianer ihm ohne Zweifel bald auf den Fersen. Vorher, ehe er seinen Lauf fortsetzte, wollte er nur die Flinte noch laden.

Doch wer beschreibt seine Bestürzung, als er sein Pulverhorn ganz leer und sich somit hilfloser als je fand. Durch die Annäherung des verwundeten Feindes im Laden der Flinte unterbrochen, hatte das offen gebliebene Pulverhorn beim Vorbeugen Custa's sich umgekehrt und seinen ganzen Inhalt bis auf das letzte Korn in's Wasser geschüttet.

Doch unser Held war nicht der Mann, durch einen Unfall sich entmuthigen zu lassen. Er nahm seine jetzt nutzlose Flinte in die Hand, klammerte sich festhaltend, höher am Ufer hinauf und betrat dann den Wald, um voreerst in seinem Schutze eine kurze Rast zu halten, denn er war wirklich sehr erschöpft und müde. Nach zehn Minuten stand er wieder auf, faute zu seiner Stärkung einige Blätter, welche oft bei ähnlichen Gelegenheiten ihm Erquickung gewährt, und ging dann langsam seinem Versteck zu, wo er sein Pulverhorn wieder zu füllen gedachte. In seinen Blicken war deutlich der Mangel zu lesen über seine eigene Sorglosigkeit, denn auf diese Art der Pulvervorrath zu verlieren, war wirklich für einen Jäger der amerikanischen Urwälder unverzeihlich. Sein einziger Trost blieb, daß kein lebendes Wesen den Vorfall bemerkt, daß ihm allein die Bewahrung des Geheimnisses obliege.

So ging er nun unbesorgt vorwärts; denn die Indianer hatte er, nachdem sie ihren Genossen von der Schmach des Scalpirens gerettet wußten, in den Wald des jenseitigen Ufers zurückgehen sehen.

Der Tag war jetzt schon weit vorgerückt, und Custa dachte mit nicht geringen Besorgnissen an seine zurückgebliebenen Freunde. Er kannte Dick Harvey's ungestümes Wesen und glaubte auch nicht, daß, wo es auf ein klüßnes Unternehmen ankäme, der „stille Jäger“ dahinten bleiben werde, doch ohne Munition konnte und wollte er in Harrod's Felsenöhle sich nicht blicken lassen.

Der Tag war so heiß, die Sonne brannte mit solcher Macht auf Strom und Ufer, daß Custa froh war, im Schutze der Waldbäume Kühlung zu finden.

Er gelangte jetzt auf den Gipfel einer Anhöhe, von welcher eine erquickende Aussicht sich dem Auge darbot. Ein schöner, fruchtbarer Thalgrund, ungefähr eine Meile im Durchmesser, in dessen Mitte ein kleiner Fluß sich schlängelte, erfreute das Auge unseres Wanderers, der, obgleich ein Halbwild, doch durch Bücher und den Umgang gebildeter Frauen für Poesie und Naturschönheit empfänglich geworden.

Ungeheure alte Bäume standen in malerischen Gruppen in dem Thalgrunde — besonders ruhte sein Blick mit Wohlgefallen auf der ihm zunächststehenden Gruppe.

Die knorrigen, ästigen, verwitterten Wurzeln standen weit über den Boden hinweg und bildeten an einer Stelle eine natürliche Höhle, die wohl schon mancher Bärin mit ihren Jungen als Lager gedient, worin schon mancher Panther seine Beute verzehrt haben mochte. Die ungeheuren Stämme schienen mit ihren Aesten die Wolken zu tragen und warfen einen langen, breiten Schatten. Ein sehr alter Baum war schon abgestorben, und doch noch der Erhalter neuen Lebens. Schlingpflanzen, ganze Guirlanden von Blättern und Ranken, hielten den toden Stamm umschlungen, den noch zahllose Andern lebendigen Mooses durchzogen. Dunkle Blättergewinde hingen wie Trauerfahnen von den dünnen Aesten herab und verdrichteten sich unten zu einem unburchbringlichen Labyrinth üppiger Vegetation, welches manchem kleinen, nicht eben angenehmen Thierchen zum Aufenthalt diente.

Es war eine feuchte, dumpe Stelle, der schöne, grüne Farngrund; manche Schlange und Eidechse, manche Maus und Ratte, manche Kröte, manchen Frosch scheuchte Custa auf, als er vorschreitend mit einem Stab durch das Gestrüpp sich Bahn machte. Doch diese kleinen Creaturen kümmerten Custa wenig; er schante nach Bären aus, die hier in diesem Grunde sich hielten und oft ihm und Andern eine so herrliche Jagdlust bereitet hatten. Jetzt freilich wäre ein Bär für ihn ein fataler Besuch gewesen, obgleich schon mancher Jäger es auch ohne Pulver mit einem solchen aufgenommen. Halb mit Furcht, halb mit herausforderndem Stolz schaute er nach allen Seiten, ob nicht einer dieser mächtigen Waldbewohner aus dem Dickicht ihm entgegenträte, und lachte ingrimmig bei dem Gedanken, wie Harvey spotten würde, hätte er gewußt, daß Custa ohne Pulver nach dem Farngrunde gegangen sei.

Der Boden war so dicht mit Wein und Schlingpflanzen bewachsen, daß Custa nur langsam vorbringen konnte; doch da er Weg und Steg kannte, so gelangte er bald in die Nähe des Flüsschens.

Es war ein schmales, träges Wasser, welches jedem mit dem Farngrunde Unbekannten gefährlich werden konnte. An den meisten Stellen lag es so verborgen unter Ranken und Schmarogerpflanzen, daß es ein Leichtes war gerade hineinzuschreiten in dem Glauben, man habe festen Boden unter den Füßen, und einmal hineingefallen in dieses trübsiche Wasser, war Rettung schwer, wenn nicht unmöglich, denn es war, obgleich schmal, doch sehr tief. Ein trefflicher Schlupfwinkel, dieser feuchte Waldgrund, für Bären; für Schlangen und anderes kriechendes Gewürm.

Custaloga war aus dem dichten Baumhatten hervorgetreten, um die Brücke aufzusuchen, welche stets von Ortskundigen zum Uebergange über den Fluß benützt wurde — da, Angesichts der Brücke selbst, sah er zwei Indianer, dieselben, die er am Sciotosufer in den Wald zurückgeführt glaubte, doch die ihm nachgesogt waren in der Hoffnung, an dieser einzigen Uebergangsstelle möglicherweise seiner habhaft zu werden.

Der Eine stand dicht an der Brücke, der Andere noch mehrere Schritte hinter seinem Gefährten.

Custaloga wußte, daß er von ihnen noch unbemerkt sei, und bereitete sich vor, abermals vor seinen wilden, hartnäckigen Feinden zu fliehen, als seine Aufmerksamkeit durch einen ihm wahrhaft wichtigen und interessanten Vorfall gefesselt ward, durch einen Vorfall, der ihm unvermuthet die Rettung erleichterte.

Die Brücke über den Farnfluß bestand aus einem Baumstamme, der darübergefallen war, und von welchem die Jäger, weiße und rothe, nach und nach so viel Zweige abgerissen, daß der Stamm jetzt einen ziemlich brauchbaren Steig hergab. In der Mitte des Flusses spaltete der Baum sich gabelförmig, und ein scheinbar grünender Ast sprang vor, dessen Grün jedoch nur ein geborgtes, das von herabfallenden Schlingpflanzen herrührte.

Der Shawnee hatte den Steig betreten und glitt rittlings langsam hinüber, da der Ast zu schmal und ungestaltet war, um dem Fuße einen Halt zu geben, ausgenommen vielleicht, wenn außerordentliche Umstände einen Menschen nöthigten, den Gang in Galopp auf Tod und Leben zu wagen. Fast schon am Ziele, sprang jedoch der Indianer mit einem gellenden Schrei auf seine beiden Füße und mit einem Satz von der Brücke an's Ufer zurück, woher er gekommen.

Ein Brüllen, das selbst die Nerven einer Rothhaut zu erschüttern vermochte, erklärte den plötzlichen Schrecken des Indianers. Ein Bär lag im Gebüsch verborgen und streckte dem Shawnee in träger Gemächlichkeit seinen ungeheuren Kopf entgegen.

Der zweite Indianer richtete sein Gewehr, feuerte jedoch nicht, sondern zog sich, von dem ersten begleitet, hinter die Bäume zurück. Das Thier kroch gänzlich wieder in sein Versteck und zeigte große Neigung, einem Kampfe auszuweichen, aber damit war den Indianern nicht gedient, welche, stets stolz auf einen erlegten Bär, in dieser Begegnung eine Entschädigung fanden für ihre getäuschte Hoffnung, den Wyandot zu erreichen.

Nachdem die beiden Wilden einen Hinterhalt gefunden, schossen sie in den Schlupfwinkel des Bären hinein. Das Thier trat mit zornigem Brüllen hervor, denn die Kugeln hatten es zwar getroffen, doch nur leicht verwundet.

Da konnte Gusta seine Indianerziehung nicht verleugnen. Seine Feinde luden, er hatte im Augenblick nichts zu fürchten. Plötzlich trat er aus seinem Versteck hervor, winkte mit der Hand den Shawnees zu, die, nothgedrungen, beim Laden des Gewehrs nicht innehalten konnten.

„Ho! Ho!“ rief Gusta ihnen zu, „die Shawnees sind Hunde — ja —! Seht, ein Wyandot schießt Euch hier den schwarzbehaarten Burschen, für ihn zu kämpfen. Da, seht mit dem, zwei Shawnees gegen einen Bär — pui —! den Gusta sollt Ihr nicht haben!“

Und er sprang in den Wald hinein mit herzlichem Lachen über den glücklichen Zufall, der ihn des Kampfes mit den zwei Indianern überhoben, welcher für ihn, den fast unbewaffneten, wohl hätte verhängnisvoll werden können. Gern zwar hätte er den Ausgang des Kampfes mit dem Bären gesehen, doch zu wichtige Interessen standen auf dem Spiele, als daß er einen Augenblick noch diesem Wunsche opfern dürfte.

In dem Moment, als der Bär zu einem Sprunge gegen die Shawnees ausholte, wandte er sich um und lief den Fluß entlang bis zu einer Stelle, wo derselbe allenfalls durchwaten werden konnte, nämlich zu seiner Mündung in den Scioto.

Je mehr er sich diesem Strome näherte, um so mehr schwand der Charakter des Farngrundes, die Bäume wurden klein, der Boden trocken, bis zuletzt das kleine träge Flüsschen langsam über ein breites Bett von Sand und Kies dahinfloß, das Gusta ohne Mühe durchschritt.

8. Kapitel.

Die Leiterhöhle. — Die Entführung.

1.

Gustaloga fühlte sich jetzt über seine persönliche Lage vollkommen beruhigt, doch mit dem Gefühl eigener Sicherheit wuchs auch seine Besorgniß um Amy, deren langer Aufenthalt im Lager der Shawnees den jungen Indianer das Schlimmste bekräftigte ließ. Zwar wußte er, daß ihre Schönheit und Jugend hinreichend sei, sie vor eigentlicher Lebensgefahr zu schützen, doch dafür sie andern Gefahren aussetzen könne, vor denen dem Jüngling noch mehr schauderte. Amy als das Weib eines Shawnee zu wissen, war ein zu furchtbarer Gedanke, um nicht alle Kräfte zur Abwehr dieses Unglücks aufzubieten. Und doch war er von den Anstrengungen der letzten Stunden zu erschöpft, um sogleich wieder für die Rettung der Gefangenen thätig zu sein. Er schwankte einen Augenblick, ob er der erschöpften Natur nachgeben und sich auf der Stelle, wo er stand, zur Ruhe niederlegen sollte; doch das war gefährlich; so widerstand Gusta also dieser Neigung und eilte wiederum vorwärts dem nur ihm bekannten Versteck zu, um dort einige Stunden zu rasten, ehe er seine Freunde wieder aufsuchte, die ohne Zweifel mit höchster Besorgniß im Felsenversteck bei der Teufelschlucht seiner harrten.

In geringer Entfernung vom Ufer des Flusses schritt er vorwärts, so rasch es seine müden Füße erlaubten, durch dichtes Buschwerk sich einen Weg bahnd, bis er an eine freiere Stelle kam, in deren Nähe ein kleines Flüsschen in den größten Strom mündete. Hier an einer vorspringenden Stelle des Ufers hatten sich eine Menge vom Wasser hergetriebener Baumstämme und Blöcke vereinigt, eine Art Fels bildend. Gustaloga wollte eben näher an den Fluß treten, um zu trinken, als seine Aufmerksamkeit auf ein Geschöpf im Wasser gelenkt ward, das an den Stämmen emporzuklimmen schien, um sich im Licht der Sonne zu wärmen. Des jungen Mannes scharfer Blick entdeckte bald, daß es ein großer Indianer sei, der mühselig, oft wieder hinabgleitend, stets von Neuem sich anstrengend, endlich zu einem festen Sitz auf dem Treibholz gelangte und nackt und waffenlos, ein Bild des Jammers, das sah. Es war der Shawnee, den Gusta heute in der Morgenämmerung geschossen, doch nur verwundet und kampfunfähig gemacht. Wahrscheinlich hatte der Strom ihn auf einem Baumstamm hierher getrieben, wo er, elend und matt von Blutverlust, mit Anstrengung aller Kräfte diesen harten, kalten Platz erklommen, um hier seinen letzten Athem auszuhalen.

Ein gewöhnlicher Grenzjäger oder Indianer hätte den Sterbenden wie einen Hund niedergeschossen, doch nicht so Gusta. Nie vergoß er Blut ohne Noth. — Doch was war hier zu thun?

Seine großmüthige Seele fand bald die Antwort auf diese Frage, und, einmal entschieden, setzte er sogleich seinen Plan in's Werk. Er legte Flinte, Messer und Beil am Ufer nieder und ging leise der Stelle zu, wo der Shawnee, den Rücken ihm zugewandt, saß, emsig bemüht, das Blut zu stillen, welches unaufhaltsam seinen zwei Wunden einströmte, deren eine am Knie, die andere an der Schulter klappte. So leise war des Jünglings Schritt, daß er dem Verwundeten bis auf 6 Fuß nahe kam, ohne von ihm bemerkt zu werden. Da erst ward des Shawnees scharfes Gehör rege, und er versuchte aufzustehen. Im Bemühen, sich umzuwenden, gewahrte er Gustaloga, machte eine schwache Bewegung, als wolle er in's Wasser springen, doch bald fühlte er, daß die Ausföhrung dieses Vorhabens unmöglich sei, und kehrte sein Antlitz wieder ab, um den letzten entsetzlichen Todesstreich mit kriegerischer Ergebung von dem mächtigeren Feinde hinzunehmen.

„Mein Bruder ist verwundet; er ist gleich der alten Giche, welche die Art des weißen Mannes getroffen. Sie schwankt, doch fällt noch nicht — wohl viele Wunde. Mein Bruder wird leben.“ sagte Gustaloga, die Hand auf sein Herz legend.

„Ha! Gusta — junges Haupt, altes Herz!“ erwiderte der erkrankte Shawnee.

„Krieger,“ sprach jetzt Gusta ernst, „Dein Stamm hat meine Freundin, Amy Moss, den Singvogel des Scioutensers, geraubt, und nicht eher soll die Streitart ruhen zwischen Deinem Stamm und mir, bis der Singvogel wieder in seinem heimischen Neste ist. Aber Gustaloga hat glauben gelernt an den Gott der weißen Männer und wird keinem unbewaffneten Feind ein Leid zufügen. Komm!“

„Der Saft ist dem Baum entfloßen, und der Baum wird fallen. — Kein Blut ist mehr in den Adern Hochela's, er kann nicht gehen — laß ihn hier sterben — die Geier werden ihn begraben.“ antwortete der Shawnee mit traurigem Ernst.

„Kein, Hochela ist nicht todt.“ entgegnete der Jüngling, indem er Keinen aus seiner Tasche, vom Ufer kühlende Kräuter holte und die Wunden des Feindes, neben ihm knieend, fest verband.

Darauf half er dem Indianer an's Land und setzte ihn an einer von der Sonne erwärmten Stelle nieder. „Höre, Hochela!“ sprach jetzt Gusta feierlich, „Gusta will seines Bruders Leben retten, aber wird Hochela's Zunge nimmer Gusta's Versteck verrathen?“

Der Verwundete legte die Hand auf's Herz und schaute seinen Wohlthäter mit einem Blick so tiefer Dankbarkeit und heiligen Ernstes an, daß Gusta nicht länger schwankte, den Shawnee über die Schulter warf und mit dieser seltsamen Bürde davoneilte.

Ungefähr 200 Yards schritt er am Ufer entlang bis zu einer felsigen, mit Bäumen und Sträuchern bewachsenen Anhöhe. Hier im Gebüsch legte er den Indianer nieder, ging seine Waffen zu holen und kehrte schnell zurück. Vorsichtig bog er nun einige Aeste auseinander und enthüllte dadurch eine schmale, dunkle Vertiefung, eine Art Engpass, durch welchen Gusta den Indianer ziehen mußte. Der Paß war ungefähr 10 Fuß lang und erweiterte sich dann ein wenig, grade über der Wölbung eines Kellers oder einer Höhle von beträchtlicher Tiefe, in der man, von oben herab blickend, einen trocknen, harten Sandboden unterscheiden konnte. Eine Leiter von der einfachsten Art führte hinunter in den Keller. Sie bestand aus einer schlanken jungen Kiefer, welcher alle Aeste bis auf 6 Zoll vom Stamm verschnitten waren; sie war hinabgelassen und unten im Keller so befestigt, daß man ohne Gefahr sich ihrer bedienen konnte, auf den Grund des Felsengemaches zu gelangen.

Mit einiger Schwierigkeit half Gusta dem Verwundeten hinab, und bald befanden sich beide im Innern des schmalen, unregelmäßigen Raumes, von dessen Decke Stalaktiten in wunderbar schönen Bildungen hinabhingen. Am äußersten Ende des Gewölbes sprang ein klarer Bach vom Felsen herab in ein rundes weißes Becken, das er in dem festen Kalkstein beharrlich sich ausgehöhlt. Aus dem Becken strömte der Bach über, floß durch das Gewölbe und nahm seinen Ausweg durch eine dunkle Oeffnung, welche nöthigenfalls auch einem Menschen Ausgang gewähren konnte, wenn er auf Händen und Füßen kroch.

Der Bach rieselte mit geschäftigem Murmeln durch das Gewölbe, unbekanntes Tiefen zufließend; von jeder Spitze der Stalaktiten an der Decke fielen langsam Tropfen hernieder auf die vom Boden aufsteigenden Stalaktiten-Gebilde, welche in seltsamen Formen und Gruppierungen umherstanden und ihre Brüder in der Höhe des Gewölbes erreichen zu wollen schienen. Nur ungefähr 12 Fuß in's Gevierte war der Boden dieser eigenthümlichen Felsenwohnung so trocken wie gebildet.

Diese Höhle, früher, ehe Gusta ihn erlegt, die Höhle eines Bären, war in der That ein Aufenthalt, welcher sowohl den Freund der Natur, als den Künstler entzünden mußte. Das ferne Brausen des in die Tiefe stürzenden Bergbachs, der harmonische Fall der Tropfen, das Halbbunkel, in welchem die starren Tropfsteingebilde wie Gestalten einer versunkenen Märchenwelt schaurig verlockend den Beschauer anblickten, alles vereinigte sich, Gusta's Versteck zu einem eigenthümlich reizenden Aufenthalt zu machen.

Ein Lager von trocknen Blättern befand sich im Gewölbe, auf welches der Verwundete unter Gusta's Beistand mit Wonne seine ermatteten Glieder ausstreckte. Gusta stellte eine Kürbissflasche mit Wasser und etwas Bärenfleisch in das Becken der Hand des Kranken und legte dann selbst sich nieder, um einige Augenblicke zu ruhen, doch sein aufgeregter Geist ließ den Körper nicht rasten, und nach kurzem Schlummer fuhr er auf, erschreckt durch eine furchtbare Vision, die ihm Amy Moss von den Shawnees ermordet zeigte. Freundig erkaunte er, da er inne ward, daß Alles nur ein Traum gewesen und er sich in seiner Höhle mit dem Verwundeten befände, der schwer athmend an seiner Seite lag.

Gleichwohl duldete es ihn nicht länger hier in seinem sichern Versteck. Er füllte des Kranken Kürbissflasche nochmals mit frischem Wasser und überließ ihn dann auf einige Zeit seinem Schicksal, um seine Freunde in dem Felsenversteck bei der Teufelshöhle aufzusuchen.

2.

Ungefähr 16 Jahre vor den in unserer Erzählung erwähnten Begebenheiten ereignete in England sich ein kleines Familiendrama, zu dessen Anschauung wir den geneigten Leser bitten, uns aus den nordamerikanischen Wäldern nach England, dem Mutterstaat der nordamerikanischen Republik, zu folgen.

In P. . . . einem Städtchen unfern von London, lebte ein Mann, Namens Carlstone, ein Kaufmann, der, von Jugend an arm, durch einen plötzlichen Glückswechsel reich geworden. Als Carlstone vor 14 Jahren sein Heimathortchen verließ, um mit einigen Empfehlungsbriefen und wenigen Sovereigns in der Tasche in London sich sein Glück zu suchen, ließ er ein Mädchen zurück, das er liebte, Fanny Wilmot, eines reichen Pachters Tochter, ein klaraugiges, rosenwangiges Kind von erst 14 Jahren, der er geschworen, sie lebenslang zu lieben, zu ihr zurückzukehren und sie zu heirathen. Doch der junge Bursch hatte mit Mißgeschick und Schwierigkeiten zu kämpfen. Fanny Wilmot erhielt von ihm nur zwei Briefe und schien dann vergessen zu sein. — Doch nicht so war es in Wirklichkeit. — Aber da Andrew Carlstone keinen Erfolg seiner Bemühungen sah, keine Aussicht hatte, das Mädchen seines Herzens je heirathen zu können, so hörte er auf zu schreiben, um Fanny's Glück nicht im Wege zu stehen.

Endlich, im Alter von 32 Jahren, begann Andrew Carlstone das Glück zu lächeln. Er gewann das Vertrauen und die Zuneigung eines reichen Kaufmanns, der ihn erst zu sei-

nem Compagnon, dann zu seinem Erben ernannte und ihn auf diese Weise zum vermögenden Mann machte. Zu der ersten Freude, einem theilnehmenden Wesen sein Glück zu verkünden, lud Andrew seinen Vetter Charles Carlstone ein, mit ihm zu speisen. Dieser Vetter, ein schlauer Weltmann, welcher früher den guten Andrew wenig beachtet, schmeichelte ihm jetzt, da das blendende Metall, welches der kleiernen Statue Glanz, dem hölzernen Block Ansehen, der falschen Münze Geltung verleiht, auf ihn herabregnete. Charles hatte sich stets klug benommen; nie war er unhöflich gegen seinen Vetter gewesen, er, der gewandte Bögling der großen Stadt, der Modeherr, der Vertraute hochgestellter Böhewichter, war ein zu vollendet Gentleman, um unhöflich sein zu können. Er hatte stets nur mit Bedauern erklärt, daß er außer Stande sei, seinem Vetter zu helfen, oder irgend etwas für ihn zu thun.

„Lieber Andrew,“ sprach er jetzt mit seiner eigenthümlich freundlich lächelnden Stimme, da er, mit fast böhscher Eleganz gekleidet, zu seinem Vetter in's Zimmer trat, „Dein Brief unterrichtet mich, Du bist reich geworden, reich wie ein Großfus. — Was wirst Du anfangen mit so vielem Gelde?“

„Das weiß ich wirklich nicht, Charles; ich denke, ich hinterlasse es Dir, wenn ich sterbe. — Niemand kann in die Zukunft sehen; wir sind alle sterblich. So habe ich denn auch Dir geschickt, um Dir zu sagen, daß Du, wenn ich nicht heirathe und Kinder habe, mein alleiniger Erbe sein sollst.“

„Schön, schön!“ antwortete der Cousin, ohne auch nur einen Muskel seines Gesichts zu verziehen. „Vortrefflich. Aber Du wirst heirathen — ohne Zweifel — was sollte ich auch mit dem Gelde. . . zwei hundert tausend Pfund — ist ja turdhtbar, nur dran zu denken, wahrhaftig! Ich hoffe Dein Wein wird gut sein — ich habe Hunger und Durst.“ Mit diesen Worten sank er in einen Sessel und leerte hastig ein Glas Wasser.

Capitain Charles Carlstone war ein feiner Bursch, 6 Fuß groß, mit gepudelter Perücke, dem Säbel an der Seite, den kurzen Beinkleidern und Schnallenstiefeln, der langen Weste und dem gestickten Rock; ein wahres Ideal des mühsigen, harmlosen, großstädtischen Danbys. Und dazu noch dieses stete Lächeln auf seinem Gesicht; ein so anmuthiges, so feines, so freundliches, so gutmüthiges Lächeln — kurz, alle Menschen hatten Charles Carlstone lieb.

Er war das vollkommene Gegenstück zu Andrew, einem Mann von 32 Jahren, der in seiner Art auch schön genannt werden konnte. Er war kleiner, viel kleiner als Charles, doch ebenfalls wohlgebaut, hatte offene Züge, sprechende Augen, eine blühende Gesichtsfarbe und einen Mund, um den der Ausdruck von Festigkeit und Güte sich unverkennbar gelagert hatte.

Er antwortete seinem Vetter durch ein freundliches Lächeln und führte ihn zu dem bereitstehenden Diner.

„Ach Charles,“ sagte er, nachdem Beide Platz genommen, mit einer leisen, traurigen Bewegung des Kopfes, „wäre das Weib, das ich einst liebte und noch liebe, mir treu geblieben, so hätte ich geheirathet, und würde noch heirathen, wenn Du mir rätst — aber es ist ja unmöglich. Sie kam nicht vierzehn Jahre auf mich gewartet haben.“

„Vierzehn Jahre!“ lachte der Capitain — vierzehn Tage, das wäre möglich! Aber versuche, Andrew, versuche; ich würde auf Ehre ganz entzückt sein über ein so unerhörtes Beispiel weiblicher Treue.“

„Ich habe große Lust dazu, Charles, aber keine Hoffnung.“

„Vielleicht ist sie schon Wittve,“ scherzte der Capitain. „In diesem Falle möchte ich sie nicht wiedersehen!“ sprach Andrew mit tiefem Ernst.

„Nun, lieber Junge, ich weiß Dir nichts Besseres zu rathen, als: mache den Versuch!“ erwiderte Charles.

„Ich habe große Lust —“ wiederholte Andrew ernst.

„Ich wette 10 Pfund, Deine Schöne ist entweder verheirathet oder todt!“

„Ich wag's!“ sprach endlich der Kaufmann entschlossen.

„Nützt mir's nichts, so kann's doch auch nicht schaden. Aber nun laß uns endlich den Speisen zusprechen.“

Noch lange nach beendigtem Diner verweilte Charles bei Andrew; sie brachten den Abend zusammen zu und befestigten, als der Capitain sich entfernte, nochmals scherzhaft feierlich die Bestimmungen der eingegangenen Wette.

Am nächsten Morgen befand sich Andrew Carlstone auf dem Wege nach Chebdaer, einem Dorfe in der Nähe von P. Er hatte einen Platz in der Diligence genommen, obgleich er wohl Extravost hätte bezahlen können. Doch er handelte so aus guten Gründen.

Die Diligence fuhr durch Chebdaer, und das Haus des Squire Wilmot lag am Eingange des Dorfes; die Leute nannten Mr. Wilmot Squire, weil er der reichste Grundbesitzer des Kreises war, fast so reich wie ein Lord, dazu der einzige Freisasse im Dorfe; und wenn er auch wirklich nicht mehr als 200 Pf. jährlich zu verzehren hatte, so ward er doch Squire genannt und geehrt und wie ein vornehmer Herr behandelt. Als Carlstone's Vater noch als Arzt in P. lebte, war Wilmot demselben ein treuer, redlicher Freund gewesen, der seinen Sohn später nicht verließ, weil der Vater ihm keinen Pfennig Vermögen, sondern nur Schulden hinterließ.

An die Hausthür dieses Mannes klopfte Andrew Carlstone. Er war bleich, sehr bleich, suchte jedoch seine Gefühle niederzukämpfen, denn es nahen sich Tritte. Die Thür ward geöffnet von einem schönen Weibe mit lichtbraunen Locken, blauen Augen, zarter Haut — einem wahren Ideal ländlicher Schönheit.

„Fanny Wilmot!“ stammelte Andrew Carlstone.

„Andrew!“ rief die junge Dame und lag halb bewußtlos in seinen Armen.

„Nun, was soll denn das heißen, in's — Namen?“ schrie ein kleiner, stämmiger, kahlköpfiger Mann, die Zimmerthür öffnend.

„Andrew Carlstone kommt, seine Braut heimzuholen!“ sprach der Fremde feierlich.

„Nichts da — für mich giebt's keinen Andrew Carlstone! fort — wollen Sie mein armes Mädchen erschrecken?“ fuhr der exzultante Vater wüthend an.

„D, mir ist sehr wohl, Vater!“ sprach jetzt das glückliche Mädchen, sich in den Armen des Geliebten emporrichtend.

„Es ist wirklich Andrew, mein lieber, treuer Andrew, an dem ich nie gezeifelt.“

Die kleine Gesellschaft trat jetzt in's Zimmer.

„Also wirklich, meine geliebte Fanny, Du zweifelst nie an mir?“ fragte der Kaufmann, eine Thräne aus seinem ehr-

lichen Auge trocknend, das seit der Trennungsstunde von keiner solchen mehr berührt worden war.

„Wie zweifelte ich an Dir! Ich glaubte Dich todt, oder ausgewandert, oder unglücklich; — aber treulos — nein! Dazu kannte ich Dich zu wohl!“

„Schöne Geschichten das!“ rief der Squire halb im Unwillen, halb im Scherz.

Andrew Carlstone brückte seines Mädchens Hand und erzählte seine Geschichte.

„Und welche Stellung haben Sie in der Welt, mein junger Freund?“ fragte Wilmot, welcher befürchtete, er möge sein Haus als einen letzten Zufluchtsort aufgesucht haben.

„Ich bin 200,000 Pfund schwer,“ antwortete Andrew mit beschneidendem Ton und fast schelmischem Lächeln.

„Zun, bann hat Fanny, das eigenfinnige, ungehorsame, hartnäckige Ding, doch Recht gehabt. Fünfszig Anträge schlug sie aus, und was ich ihr auch über ihre Verkehrtheit sagen und vorpredigen mochte, sie blieb dabei: Ich bin Andrew Carlstone's verlobte Braut!“

„Meine Fanny, mein geliebtes Mädchen!“

Am andern Tage schrieb Andrew an seinen Cousin Charles und sagte ihm, daß, da er Fanny treu und unvermählt gefunden, sie so bald als möglich sein Weib werden solle. Da er jedoch in ihm, seinem Vetter, Erwartungen erregt, die er durch die nun nöthige Testamentsveränderung wieder zerstreuen müsse, so wolle er seinem nunmehrigen Testament ein Codicill zufügen, worin er ihm 20,000 Pfund aussetze — und das bald, da er sich vorgenommen, von Geschäften sich zurückzuziehen und auf dem Lande zu leben.

Charles antwortete sogleich pflichtschuldigst, er sei erfreut zu hören, daß noch solche Treue in der Welt zu finden, und sprach die Hoffnung aus, Mrs. Carlstone bald umarmen zu können. Er dankte zugleich seinem Vetter für sein gütiges Versprechen, doch erklärte schließlich, daß einige 100 Pfund jährlich ihm bedeutend lieber seien, als die an den Tod eines Andern sich knüpfende Erwartung des Reichthums; ein Tod, der übrigens, wie er hoffe und wünsche, noch recht fern sein möge.

Darauf antwortete ihm Andrew Carlstone durch eine Anweisung, kraft deren sein Vetter Charles vierteljährlich 120 Pfund ausgezahlt erhalten sollte.

jedem wohlthätigen Zweck und er und seine Frau waren überall beliebt. Dazu kam noch, das Haus völlig zum Paradiese zu machen und es mit unbefreiblichem Glück zu erfüllen, ein holdes Gottesgeschenk, ein kleines Kind.

Kein noch so scharfer Blick kann die Myriaden inniger Freuden erfassen, keine noch so geübte Feder die Seligkeiten erzählen, die in ein Haus fliegen und es umschweben wie ein Eisenreigen, wenn ein Kind einzieht mit seiner Unschuld und seinen rührenden Reizen, in dem Hause Wohnung nimmt und die Seinen besser, weiser und glücklicher macht.

Waren die Carlstone's vorher schon glücklich gewesen, so waren sie es jetzt über alle Grenzen.

Charles Carlstone sandte ein herzlichliches Glückwunschsreiben. Bald darauf ward Andrew Carlstone krank.

Es war im Dezember. Die Bäume waren kahl und todt, die Hecken und Sträucher ohne Grün, die Felder glänzend von Reif und der Teich und die Gassen am Wege mit Eis bedeckt. Bei Tage hatten die Buben sich lustig auf dem Eise getummelt, der Wind war über Feld und Wiese dahingefahren und die Sonne streift und roth untergegangen. Jetzt war es Mitternacht, und der Wintersturm seufzte mit seinen kalten, feischen Harmonien über Baumgipfel und Häuser, über Feld und Hügel dahin.

Es war Mitternacht. Der Wind, welcher ätzend die Ketten und Gebeine gerüttelt, die am Stamme des Galgens hingen als ekle, doch vielleicht heilsame Früchte der Civilisation; der Wind, der mit dem Schilde am Wirthshaus rasselte und lärmte, daß die Gäste drinnen sich dichter um's Feuer drängten, sich eine frische Pfeife anzündeten und ein frisches Glas Brantwein bestellten; der Wind, der die Bäume gepfeift, bis einige ihrer stärksten Nester knisternd und knirschend zu Boden fielen, der den Glöckenschlag 12 durch die Nachtluft getragen, dann pfeilschnell zum fernen Meeresufer geflohen, um die schäumenden, rollenden Wogen zu noch höherer Wuth aufzupeitschen zum Unheil des armen Seefahrers; der Wind, welcher so lange jedes Haus der Stadt stöhnend und heulend umkreist, bis alle Bewohner sich schauernd in ihre warmen Betten oder auf ihr härteres Lager zurückgezogen — er war jetzt so still, wie die leblose Gestalt, die, im Todeschlaf

nur ein armer Mann sein, denn er trug das Kleid eines vornehmen Herrn aus der Zeit Georgs III. mit vielem Anstande. Kein Wort ward gesprochen. Der zuerst Erschienene suchte an der Hecke und fand daselbst eine Leiter. Diese legte er an's Haus und ging vorsichtig daran hinauf, während der Mann im eleganten Hosenstium, mit dem Degen an der Seite, am Fuße der Leiter stand. Oben am Fenster angelangt, lauschte der Mann auf der Leiter. Der Postillon, ebenfalls verlarvt, hatte Mühe, die Pferde zu beruhigen, und der von oben warf ängstliche Blicke hinunter. Er drückte leise am Fenster; es öffnete sich — er hatte nicht vergebens das Haus wochenlang beobachtet, ohne den Domestiken diese Nachlässigkeit abzulauschen. Vorsichtig kroch er in's Zimmer, mit einer Blendlaterne umherpähend und dann verschwindend.

Er blieb ungefähr eine Viertelstunde abwesend, die seinen Gefährten eine Ewigkeit schien.

Das Zimmer, zu welchem der Dieb gelangt, war das Bibliothek- und Studirzimmer Andrew Carlstone's, wo er in gesunden Tagen sich aufzuhalten pflegte, wenn er las oder schrieb und zugleich einen Theil baaren Geldes im Schreibpult verwahrte. Vor einigen Tagen hatte er Land gekauft und zu diesem Zweck Renten eingezogen; das wußte der Räuber. Mit wunderbarer Sicherheit ging er zum Schreibpult, öffnete es mit einem Nachschlüssel und nahm den Behälter heraus, es hätte er selbst ihn hineingelegt und nähme nur Besitz von seinem Eigenthume. In fünf Minuten war es geschehen.

Nun schlich der Dieb leise vorwärts zur nächsten Thür und horchte. Alles war still. Dann lauschte er an einer andern Thür und öffnete diese. Sie führte in ein Gemach, erhellt durch ein Licht, welches in einer Art von durchlöcherter Kasten brannte und auf diese Weise runde Strahlen durch das Zimmer sandte. In diesem Zimmer stand ein Bett, in diesem Bett schlief eine Amme und an ihrer Seite das Kind Andrew's und Fanny's, ihr theuerster Schatz, unendlich werthvoller für sie, als alle ihre Reichthümer. Der Mann betrachtete das unschuldige, schlummernde Kind und seufzte. Doch welche Gefühle auch sein Herz befürmen mochten, er ward ihrer Herr, nahm das Kind leise und behutsam von der Seite seiner Wärterin, hüllte es in den Mantel, der es während des Schlafes schon bedeckt, und stieg mit ihm auf dem Wege, den er gekommen, wieder hinab — ohne es zu er-



Die Entführung. (Seite 128.)

Andrew und Fanny waren nun verheirathet nach 14-jähriger Trennung, während welcher Jedes treu an dem Andern gehalten, ohne ein äußeres Zeichen der Liebe zu bedürfen. Es war ein beispiellos glückliches Paar. Der junge Kaufmann machte sein Vermögen flüssig, kaufte das Haus, worin seine Eltern gewohnt, und zog sich mit seiner jungen Gattin an diese ihm geheiligte Stelle zurück, geheiligt durch das Andenken seiner Eltern, die, obgleich sich Manches an ihrem Leben tadeln ließ, den Sohn doch stets geliebt hatten.

Das Haus war altmodisch, doch groß und räumlich, und hatte an der hintern Seite einen schönen großen Garten, der die Behaglichkeit des Hauses noch erhöhte. Das Schönste und Beste aber war jedenfalls der glückliche Mann und die glückliche Frau, die in diesem Hause wohnten und sich innig liebten, um so heißer vielleicht, weil ihre Liebe so lange Entbehrung und Trennung hatte ertragen müssen.

Das junge Paar war glücklich und auch der Squire befriedigt über Erwartung. Sein Schwiegersohn war ein so bedeutender Mann in P., wie er in Hebdacker, und das war nicht Kleinod. Sein Schwiegersohn hatte das schönste Haus in P., er kaufte die besten Ländereien dazu, er unterschrieb zu

befangen, unbewußt der Stunde harrt, wo Freunde und Angehörige sie zu Grabe geleiten.

In den Häusern des Lasters nur und im abgelegenen Krankenzimmer vielleicht schimmerte noch Licht — sonst wachte keine Seele mehr in der ganzen Stadt P.

Was kommt da die mondbeleuchtete Straße von London her? Es ist eine Postkutsche, die so langsam und gemessen sich fortbewegt, als wären die Pferde vom Leichenbestatter geliehen. Sie hält dicht vor einer Baumgruppe nah am Hause, wo nur in einem obern Zimmer noch Licht, in dem, wo Andrew Carlstone todtkrank darnieder liegt, gepflegt von seinem treuen Weibe mit all der Geduld und Sorgfalt, wodurch es der echten Liebe sogar möglich wird, das dornenvolle Krankenlager mit Blumen des Glücks zu umgeben.

Ein Mann stieg aus der Postkutsche, dann noch einer. Beide waren maskirt. Der Eine trug das grobe Gewand eines Mannes der untern Klassen; der Andre konnte schwerlich

weden. — Armes Kind! Es schlief so fest, wie eben nur Kinder schlafen!

Vor Furcht bebend war der Dieb die Leiter hinabgestiegen und eilte nun mit seinem Genossen der Postkutsche zu, die möglichst geräuschlos umlenkte, im Orte selbst langsam fuhr und dann wie auf Sturmeseiffen der Residenzstadt London auslog. Niemand in P. hatte die Postkutsche gesehen — ja sie mußte sogar einen Feldweg eingeschlagen haben, da nicht einmal der Zollaufseher sie gewahrt worden.

Ein Schrei des Entsetzens schallte durch das Haus, als die Amme, erwachend, sich umwandte und ihren Pflegling vermischte.

Die Scene zu beschreiben: — der todtkranke Vater, die unglückliche Mutter, der ärmende Schmerz der Amme, die allgemeine Angst, das Hin- und Herlaufen, das Rufen nach dem Kinde, die Dazwischenkunft der herbeigerufenen Polizei, die Entdeckung der Leier, des Diebstahls an Geld, die Verdächtigungen, Zweifel, Befürchtungen, Hoffnungen — das Alles zu beschreiben würde unmöglich sein. Die Scenen dieser einen Nacht in diesem einen Hause müßten Bände füllen. Fanny's Verdacht fiel augenblicklich auf Charles Car-

stone: Doch ein Polizeidiener des würdigen Magistrats von P. bewies und behauptete, daß Capitain Carlstone seit einigen Tagen an's Bett gefesselt wäre, keinen Besuch annehme und nicht im Stande sei, einen so weiten Ausflug zu unternehmen. So ward dieser Argwohn denn als unbegründet und ungerecht verworfen, und der elegante Cousin erfuhr nicht einmal, daß der Hauch eines Argwohns an seiner Person vorübergestreift sei. Der traurige Vorfall ward ihm pflichtschuldigt angezeigt, und sobald er das Bett verlassen konnte, schrieb er einen lieben, theilnehmenden Brief, dem nach Ablauf eines Monats sein persönlicher Besuch folgte. Er sah bleich und abgefallen aus, und da die Landluft von wohlthätigem Einfluß auf seine Gesundheit war, behnte er seinen Besuch auf einige Wochen aus und nahm thätigen Antheil an den Nachforschungen zur Wiedererlangung des Kindes.

Der Leser kann sich vorstellen, wie eifrig diese Nachforschungen betrieben wurden. In Bergen und Thälern, in London, in allen Städten des Reiches ward das Kind gesucht. Aufforderungen mit Zusicherung reichen Lohns für die Entdeckung wurden gedruckt, an allen Strafmeden aller Städte, in allen Dörfern, Gast- und Gerichtshöfen angeschlagen, die Begebenheit ging von Mund zu Mund im ganzen Reiche, und keine Kunde lief ein von dem Verlorenen.

Andrew Carlstone und seine Gattin wandten Zeit und Mühe an die Möglichkeit einer Entdeckung; sie hofften und hofften und immer vergebens. Sie trauerten und beweinten den ungeheuern Verlust, bis die Wunde ihrer Herzen endlich vernarbte. Kinder schenkte ihnen der Himmel nicht mehr.

Die Zeit verging. Der Sommer kam, dann der Winter, die Vögel begrüßten fröhlich den Frühling und flohen im Herbst in wärmere Zonen. Es gab Hochzeiten, Geburten und Todesfälle, und Andrew und Fanny wurden älter und älter, und keine Kunde drang zu ihnen über das Schicksal ihres armen Kindes, das ruhlose Hände so grausam seiner glücklichen, schönen Heimath entriß.

Andrew Carlstone war jetzt fast 50 Jahr alt, ein ernster, gefestigter Mann, Fanny eine ruhige, sittige Frau, nur wenig jünger. Beide hatten alle Hoffnung aufgegeben, hienieden ihr Kind wieder zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von violettem Repp, zu beiden Seiten des Rockes à bandes garnirt durch Querstreifen von schwarzem Sammet, nach unten mit Ghantilly-Spitzen derselben Breite besetzt. Halbhohes Leibchen mit Schneppe, verziert durch ein Fichu von schwarzem Sammet, von dem eine breite Ghantilly-Spitze herabfällt. Ärmel mit aufgeschligtem Revers. Dieser Revers (Aufschlag) ist gleichfalls mit schwarzem Sammet und breiten Spitzen besetzt. Chemiset von gemustertem Füll mit Ueberschlagtragen; Hüften-Unterärmel von demselben Stoffe, um die Hand durch ein Hüftchen geschlossen. Hut von grünem Sammet mit schwarzem Spitzen. Im Innern des Schirmes Blondentrüben und Tausen großer Blüten auf einer Seite. Grüne Bindenbänder. Gelbe Handschuhe. Korallenarmbänder.

(Das Schnittmuster des geschlossenen Ärmels dieser Figur erscheint, um mehrfachen Wünschen zu genügen, in der ersten Nummer der „Pariser Modelle“.)

Figur 2. Robe von silbergrauem Taffet. Rock mit zwei Volants; die Garnitur dieser Volants besteht aus vierfachen Reihen gestraufte schwarzer Spitzen, zwei Reihen nach oben, zwei nach unten. Die obere den Anlauf des ersten Volants bezeichnende Garnitur ist im Ganzen fünf Centimeter breit, die am Saume dieses oberen Volants acht, und die am Saume des unteren Volants zehn Centimeter breit. Das hohe glatte Leibchen ist vorn herunter zu beiden Seiten mit zwei Spitzenreihen besetzt (also im Ganzen vier Reihen). Die gleiche Garnitur von vier Reihen Spitzen umgibt auch den Halsausschnitt. Der Gürtel bildet vorn eine Schneppe, und ist ringsum mit schmaler schwarzer Spitze besetzt. Die Ärmel bestehen aus zwei Volants, welche hinten in Doppelfalten gelegt und in entsprechender Weise mit Spitzen garnirt sind. Unterärmel von weißem Füll mit zurückschlagender Manschette und Handverzierung. — Um den Hals eine schmale weiße Spitze. Hut von dunkelrothem Sammet, mit schwarzer Blende und schwarzen Federn garnirt. Im Inneren der Paffe ein Sammetbandeau und dicke weiße Blondentrübe. (Das Schnittmuster der „Taille“ erscheint in Nr. 1 der „Pariser Modelle“.)

Figur 3. Robe von schwarzem Taffet ohne alle Verzierung. Jäckchen von grauem Doublestoff mit laugem Schoß. Ueberschlagtragen von Battist, geschlossene Unterärmel desselben Stoffes. Ganzanzug.

Figur 4. Knabe von 4 Jahren. Musquetair-Überwurf. Casquet von Sammet, schwarze Tuch-Gamaschen und lackirte Schuhe.

(Der Schnitt des Musquetair-Überwurfs, dieses eben so modernen als leichten Frühjahrs- und Sommer-Wäntelchens für kleine Knaben, erscheint in Nr. 1 der „Pariser Modelle“.)

Des Menschen Wünsche.

Am Morgen, wenn der Mensch den Lauf beginnt,
Auf Erden wallend als ein glücklich Kind,
Wenn er noch kindlich haßt, noch kindlich liebt,
Noch kindlich feilt, noch kindlich Tugend übt,
Wenn leicht die Thräne quillt und leicht verfliegt,
Da ist ein Wunsch, der ihm am Herzen liegt,
Nach dem all' seine kleinen Wünsche zielen:
„O laßt mich spielen!“

Wenn höher dann des Lebens Sonne steigt
Und uns die Welt in hellerm Lichte zeigt,
Das Auge sehnd in die Ferne eilt
Und sinnend in des Herzens Tiefen weilt,
Wenn wir halb willenlos und halb bewußt
Das Buch durchblättern unsrer eignen Brust,
So finden wir den Wunsch darin geschrieben:
„O laßt mich lieben!“

Und wenn dem Herzen dann sein Recht geschehn,
Wir erster in den Strom des Lebens sehn,
Der wogend sich vor unsern Blicken regt,
An unser stilles Ufer brandend schlägt;
Und wenn wir sehn, wie Alles ringt und schafft,
So stehen wir, bewußt der eignen Kraft:
„Soll ich beglückt, ein Mensch mit Menschen, wandeln,
So laßt mich handeln!“

Doch müde wird der Pilger allgemach,
Sein Fuß wird wankend, und sein Arm wird schwach,
Des Marktes Lärm, der auf der Kräfte Höh'
Ihn einst ergößt, thut Ohr und Herzen weh,
Und wenn er in der Seele Tiefen schaut,
Da ruft es innen mit der Sehnsucht laut:
„O laßt ein stilles Plätzchen mich erwerben,
Dann ruhn und sterben!“

[2562]

Marie Harrer.



Pariser Moden.

Die soeben erschienene erste Nummer der neuen Schnittmuster-Zeitung: „Pariser Modelle“ enthält zu obigen Bilde folgende Schnitte: 1) Schnitt der Taille der Fig. 2. 2) Schnitt des „Knaben-Überwurfs“.

Wahrheit gegen uns selbst.

Von Pauline Uttech.

Wir hören wohl zuweilen die Klage — oder es ist uns schon selbst begegnet, sie auszusprechen — daß es in unserer civilisirten Welt so gar schwer, wo nicht ganz unmöglich sei, der Wahrheit stets und überall treu zu bleiben, weil das conventionelle Leben täglich und stündlich uns nöthige, nicht nur unsere wahre Gesinnung zu verbergen, sondern oft sogar ausdrücklich das Gegentheil von dem zu äußern, was wir denken und empfinden. In der That ist's mitunter ein wunderliches Ding um unsere hergebrachten Höflichkeitssformeln, und ein Mensch, der in völliger Unbekanntschaft mit ihnen erzogen wäre, müßte, wenn er mit ausgebildetem Verstande und Herzen plötzlich unter uns träte, sie eben so überflüssig als lächerlich finden. Wir könnten ihm sein Kopfschütteln eben nicht verdenken, sähe er zu, wie Menschen, die sich weber kennen noch achten, einander ihrer Hochachtung und Ergebenheit versichern und sich gegenseitig ihre gehorsamen Diener nennen — wie sie sich froh und glücklich gebenden über einen Besuch, der nicht ungelegener hätte kommen können, und mit einem Antheil nach dem Werthen Befinden fragen, als gälte es die geliebteste und nicht die gleichgültigste Person von der Welt. Wir dagegen, die wir in den herrschenden Umgangsformen aufgewachsen sind, sehen in ihnen nur so zu sagen die Scheidewand des gesellschaftlichen Verkehrs und bedienen uns derselben fast ohne Bewußtsein ihres Wortinhaltes. Abgesehen also davon, daß der Einzelne sich dem Herkommen nicht entziehen könnte, ohne sich lächerlich zu machen und Andere zu verlegen, verlieren auch alle jene hyperbolischen Redensarten den Charakter eigentlicher Unwahrheiten vollkommen dadurch, daß Jeder ihre Bedeutungslosigkeit kennt und kein Vernünftiger in ihnen etwas Anderes sehen wird, als den Ausdruck jener allgemeinen Achtung, die wir unseren Mitmenschen ohne Rücksicht auf besondere Sympathien und Antipathien schuldig sind.

Wollten wir aber jene Eingangs erwähnten wahrheitsdürstigen Seelen auf's Gewissen fragen, ob sie denn in allen Fällen, wo dies nur in ihre Hand gegeben war, der Wahrheit stets so unverbrüchlich treu geblieben sind, als es ihre Klage über den Etiquettenzwang vernünftigen läßt — wie manche Umgebung, Uebertreibung und Entstellung der Wahrheit dürfte sich da herausstellen, deren auch das ehrlichste Gemüth sich zu Nutz und Frommen des lieben Selbst, seiner Eitelkeit, Begehrlichkeit oder Feigheit zu Liebe schuldig gemacht! Wahrlich, wem es um gewissenhafte Strenge im Punkte der Aufrichtigkeit zu thun ist, der findet ein weites Feld der Selbstbeobachtung und Selbsterziehung im eigenen täglichen Verkehr mit seiner näheren und entfernteren Umgebung, auch ohne sich „Strupel zu machen über ein gedankenloses „Mit ausgezeichneter Hochachtung“ oder „Ich habe mich sehr gefreut“.

Niemanden aber — und damit haben wir es hier im Besonderen zu thun — belügt der Mensch öfter und lieber, als sich selbst. Er belügt sich — das häßliche Wort steht mit Absicht hier, weil nicht von jenem unschuldigen Selbstbetrug die Rede sein soll, der aus Zerknirschung, aus der Mangelhaftigkeit unserer individuellen Anschauungen entspringt und der besseren Erkenntniß willig weicht — sondern von dem mehr oder minder bewußten Streben, vor dem inneren unbestechlichen Richter, vor unserer eigenen besseren Ueberzeugung, die Wahrheit zu verhüllen oder zu entstellen. Das sieht auf den ersten Blick wie ein Widerspruch, wie ein Ding der Unmöglichkeit aus; und dennoch, wer da leugnen wollte, daß dergleichen Sünden begangen werden, von dem dürften wir dreist behaupten, er habe noch nie einen recht aufmerksamen, prüfenden Blick in das eigene Gemüth gethan. Ein solcher aber ist zuweilen, um Klarheit und Ordnung in das verworrene Innere zu bringen, eben so unentbehrlich, als der sorglichen Wirbth aufmerksamer Blick es für das Getriebe des Hauswesens ist, um Störungen zu beseitigen und einreißender Unordnung vorzubeugen. Mögen auch Manche unserer freundlichen Leserinnen, die vor der Hand noch in glücklicher Unbesangtheit schmetterlingsgleich des Lebens Freudenblumen umgaulen, der ersten Mahnung kaum ein achtsolches Lächeln schenken; es kommt dereinst wohl auch für sie eine Zeit, da sie das Bedürfnis fühlen, einmal im eigenen Herzen gründlich aufzuräumen. Und wohl ihnen, wenn sie dann mit müthigem Ernst an die Arbeit gehen, keine lichtschenen Winkel, keine verborgene Falte verschonen und ohne Erbarmen mit der eigenen Schwäche Alles hinauswerfen, was sich unbemerkt und unberechtigt eingestrichelt hat.

Es sind mitunter gar merkwürdige Resultate, die eine solche aufrichtige Selbstschau an's Licht fördert, und wenn wir sie in rechter Weise vornahmen, werden wir beschämt und verwundert erkennen müssen, wie nicht selten unsere innersten Regungen mit uns förmlich Comödie gespielt haben. Da ist es vor Allen der leidige Egoismus, der tausenderlei Masken und Verkleidungen anzunehmen weiß, um uns, die wir ihn doch redlich verabscheuen und so oft vor uns selbst und Andern jede Gemeinschaft mit ihm verschworen, zu täuschen und sich in dem Herzen recht häuslich niederzulassen, das nur für fremdes Wohl, für die Interessen Anderer zu schlagen meint. Wem wäre es zum Beispiel nicht schon begegnet, im Eifer für Sitte und Anstand und Recht kleine Uebertretungen an Andern recht schonungslos zu verurtheilen, die uns wahrscheinlich sehr ruhig gelassen hätten, wäre dadurch nicht zugleich unsere Eitelkeit verletzt, unsere Eifersucht geregt worden? — Ja, es geschah wohl zuweilen, daß wir von Stund' an eine unwillkürliche Abneigung gegen jene Personen faßten, obwohl sie uns bis dahin lieb und vertraut gewesen, daß wir sie bestrübten und verwirrten durch plötzlich verändertes, abstoßendes Betragen, ohne ihnen über die Ursache Rede stehen zu wollen — und zu dem Allen glaubten wir uns hinreichend berechtigt durch die sittliche Entrüstung, die uns sogar das erklärende Wort zur widerwärtigen, anscheinend unmöglichen Aufgabe machte. Ein andermal war es einzig das heimliche Bewußtsein unseres eigenen Unrechts, das uns nach einer von uns selbst am schmerzlichsten empfundenen Mißbilligkeit gleichwohl der erlebten Verführung süßlich aus dem Wege gehen hieß, während wir uns selbst überredeten, es zieme uns, als dem schwer beleidigten Theile, nicht, auch nur den Schein des ersten Schrittes auf uns zu nehmen. Oder wir haben im ge-

selbigen Leben Kränkungen, wirkliche oder nur eingebildete Zurücksetzungen erfahren, die wir vielleicht nur unserer allzu reizbaren Empfindlichkeit verdankten, und ziehen uns schmolzend in uns selbst zurück, fest überzeugt, daß uns einzig der Geschmack an stiller Häuslichkeit, der Widerwille gegen rauschende Vergnügungen dazu getrieben — bis uns die bei günstiger Gelegenheit neu erwachte Welllust eines Besseren belehrt. Und wie unzählige andere Beispiele der Art ließen sich hier anführen!

Es wird unserem Geschlechte — und wer darf sagen, mit Unrecht? — vorgeworfen, daß wir in trauriger Stimmung nur zu oft, nicht zufrieden mit dem gegenwärtigen Kummer, alle vergangenen Leiden und künftigen Besorgnisse dazu hervorsuchen, um uns recht grenzenlos unglücklich fühlen, uns mit einer Art von Befriedigung gleichsam in ein Meer von Weh versenken zu können. Wenn wir solchen Stimmungen, die, obwohl vorübergehend, doch bei öfterer Wiederkehr für Geist und Körper keineswegs ohne Nachtheil sind, ernstlich auf den Grund schauen, werden wir in den meisten Fällen als ihre hauptsächlichste Quelle jenes krankhafte, schwächliche Mitleid mit uns selbst erkennen, das kräftige Gemüth, sobald sie sich dessen bewußt geworden, mit gerechtem Unwillen von sich weisen, weil es, aus der naivsten Selbstliebe entspringen und von ihr gepflegt, entwerdend und entfittlichend wirkt, indem es die Seele gegen Alles abstumpft, was sich nicht mehr oder minder um die Interessen des lieben Ich dreht. Selbst Diejenigen von uns, die durch allzugroße Sorge und Aengstlichkeit um das Wohl der Ihrigen diesen und sich selbst das Leben sauer zu machen pflegen, mögen sich zuweilen ernstlich die Frage vorlegen, ob wohl an der ewigen Gespensterrucht vor möglichen Gefahren das lebhafteste Gefühl für fremdes Leid größeren Antheil habe, als die feige Besorgnis, in der eigenen Gemüthsruhe und Behaglichkeit dadurch beeinträchtigt zu werden?

Es giebt Verhältnisse, die, mehr auf äußere Beziehungen und Pflichten als auf Neigung und Uebereinstimmung gegründet, ihre höhere Bedeutung nur durch dasjenige Maß gegenseitiger Liebe empfangen, das die Menschen hineintragen, und deren sittliche Aufgabe ohne diese Bedingung eine schwere, fast unmögliche wird. In solchen Verhältnissen — es möge hier nur des zwischen Stief- oder Schwiegereltern und Kindern, zwischen Verschwägerten und engeren Haus- oder Berufsgenossen Erwähnung geschehen — sind wir nur zu leicht geneigt, die Schuld des mangelnden Einverständnisses von uns ab auf fremde Schultern zu werfen, ohne auch nur einmal ernstlich zu prüfen, ob wir selbst denn immer dem angestrebten Theile die Sonnenseite unseres Herzens zuwenden. Wir verwechseln das Mißbehagen an einem unbefriedigenden Zustande mit dem Gefühl gekränkter, zurückgewiesener Zuneigung, und klagen über Mangel an Liebe und Vertrauen, während vielleicht an dem frostigen Hauche unserer eigenen Herzenskälte die Blüthe fremder Neigung erstarrte, die Knospe schüchternen Vertrauens sich nicht entfalten konnte. Im Bewußtsein äußerer Pflichterfüllung wähten wir die gänzliche Hingabe, das rückhaltlose Entgegenkommen eines fremden Herzens wie einen schuldigen Tribut in Anspruch nehmen zu dürfen. Aber Liebe und Vertrauen sind freie Kinder des Himmels, die sich um den Preis ihrer selbst verschicken, doch niemals durch irdische Werthe erkaufen, durch irdische Pflichten fesseln lassen. Versuchen wir es nur einmal, unser eigenes Herz für die Angeschuldigten zu erwärmen, mit liebevoller Wärme in ihre Interessen, in ihre Anschauungsweise einzugehen, und es wird sich in den meisten Fällen aus dem bisher so unfruchtbaren, unbehaglichen Verhältniß für uns eine reiche Quelle innerer Befriedigung erschließen. Wirkliche, ungefärbte Liebe, mit Sanftmuth und Ausdauer verbunden, wird selten oder niemals ihren Zweck, Gegenliebe zu erwecken, verfehlen — und wäre dies in der That hier und da der Fall, so ist das Bewußtsein, daß die Schuld nicht an uns liegt, ein unbezahlbares Gut, das uns für den Schmerz getäuschter Hoffnung wohl zu entschädigen vermag.

Noch eine Art des Selbstbetruges möge hier Erwähnung finden, die mit der Unwahrheit nach außen eng zusammenhängt, denn wir wenden sie nur im Herzensverkehr mit Denen an, die uns die Nächsten und Theuersten sind, deren ärtliche Theilnahme unserm Herzen Bedürfnis ist. Dieses Bedürfnis, das zu Zeiten lebhafter auftritt — und zwar besonders dann, wenn wir jene Theilnahme zu vermissen glauben — verleitet uns mitunter zu unverhältnismäßiger Aufregung über unbedeutende Veranlassungen, läßt uns kleine Mißverständnisse suchen, von denen eine nicht zu überäuende innere Stimme uns sagt, daß sie leicht zu lösen oder vielmehr gar nicht vorhanden, legt uns Vorwürfe, Zweifel und Befürchtungen in den Mund, deren Ungrund unsere bessere Ueberzeugung, wenn wir sie zu Worte kommen lassen, uns unwiderleglich darthun würde — alles das aus dem halb bewußten, halb unbewußten Streben, das Interesse des geliebten Herzens für uns in höherem Grade zu erregen. Diejenigen unserer Leserinnen, die sich bei ehrlicher Selbstschau in diesem Spiegelbilde erkennen, mögen wohl auf ihrer Hut sein, daß derartige kleine Kunstgriffe, möchten sie auch zuweilen ihren Zweck erreichen, nicht endlich gerade das Gegentheil, nämlich Ertötung und Entfremdung bewirken. Es wohnt dem Menschenherzen, sofern es nicht durch Leidenschaft verblendet ist, ein sehr feiner Instinct bei für das Wahre und Unächte in fremden Gefühlsäußerungen, und wo ihm das Letztere entgegentritt, da zieht es sich peinlich zusammen oder wendet sich gleichgültig ab. Es sei uns erlaubt, hier den Ausspruch eines großen Philosophen anzuführen, obgleich dessen umfassendere Bedeutung weit über den Kreis weiblichen Verständnisses hinausliegen mag — Was wirklich ist, ist vernünftig; das heißt, auf unsern Fall angewendet: nur eine wirkliche, ächte Empfindung giebt uns vernünftigen Anspruch auf fremde Theilnahme, und wo eine solche uns befehlt, da genügt ihr einfacher Ausdruck, und die Sympathie befreundeter Herzen zu erwecken. Wenn daher unsere Klagen und Ergüsse an solcher Stelle des gewohnten Eindrucks in auffallender Weise entbehren sollten, dann ist es Zeit für uns, den Probitstein strenger Aufrichtigkeit an die Regungen unseres Inneren zu legen und das, was sich nicht als probenhaltig erweist, in seiner Nichtigkeit uns klar zu machen, damit uns in Zukunft eine ähnliche beschämende Wahrnehmung erspart bleibe. Wenn Ihr Euch selbst richtet, so würdet Ihr nicht gerichtet!“ warnt der größte und tiefste Menschenkenner aller Zeiten; und wohl Allen, die sich das Selbstrichteramt zur täglichen Lebensaufgabe gemacht haben! —

Wir bitten die Leserinnen nicht um Verzeihung dafür, daß wir es unternommen, ihre Aufmerksamkeit auf ein so ernstes Thema zu lenken; denn es hieße ihnen ein schlechtes Compliment machen, wollten wir in ihnen weniger Sinn voraussetzen für Ordnung und Klarheit in ihrem Innern, als für Sauberkeit und zierliche Anordnung ihrer Zimmer, ihrer Garderoben und Nippeschränke. Das Feld, das wir ihren Blicken aufschlossen, ist ein unermessenes; wir konnten nur Winke und Andeutungen geben und würden uns freuen, wollten diejenigen unserer Leserinnen, die deren noch bedürften, sie als Leitfaden betrachten, um sich in dem wichtigsten aller Erkenntnißgebiete, im eigenen Herzen, zurechtfinden zu lernen. [2863]

Die sprechenden Fichten.

(Finnisches Volksmärchen.)

Es war einmal ein Waidmann. Der ging einst mit seinen beiden Hunden in den Wald und sah sich den ganzen Tag um, ob er Beute fände. So war er endlich tief ins Dickicht gerathen und konnte, als es finster ward, nicht wieder heraus; er beschloß darum die Nacht im Walde zu bleiben und am anderen Morgen heimzukehren. In dieser Absicht ging er an die Wurzel einer großen Fichte, zündete ein Feuer an, sich zu erwärmen, und legte sich beim Feuer zur Ruhe nieder. Da ward ihm recht behaglich zu Muthe, und schon war er nahe am Einschlafen, als ihm plötzlich Etwas anredete. Auf dem Baume, an dessen Wurzel das Feuer brannte, war nämlich eine große Schlange zurückgeblieben; diese wollte nun herunter und bat den Mann um Hilfe, denn sie fürchtete sich durch das Feuer zu kriechen. Der Jäger verwunderte sich sehr, daß die Schlange nach Menschen-Weise redete, gab ihr aber doch Antwort und sagte: „Ich kann Dich nicht herunter lassen, Du würdest mich fressen.“ — „Nein, ich fresse Dich nicht, Brüderlein,“ sprach die Schlange in schmeichelndem Tone; „wenn Du mir herunter hilfst, so lehre ich Dich die Sprachen aller Geschöpfe.“ — „Nun, wie sollte ich's denn anfangen, Dich herunter zu bringen?“ frug der Mann. — „Hau einen Baum um,“ verordnete sie, „und lege ihn gegen diese Fichte, so kriech' ich an ihm hinab.“ Dem Manne schien der gebotene Lohn ein guter; er that nach Anweisung der Schlange, und so kam sie wohlbehalten an den Boden. Darauf lehrte sie dem Manne aus Erkenntlichkeit die Sprachen der Thiere, Bäume und überhaupt aller Wesen, verbot ihm aber, irgend Jemand etwas davon zu sagen, selbst seinem eigenen Weibe nicht, sonst würde er auf der Stelle des Todes sein.

Als der Mann nun alle Sprachen wußte und die Schlange abgegangen war, ließ er sich wieder an seinem Feuer nieder, um die Nacht hier zu verschlafen. Aber es dauerte nicht lange, da hörte er von Neuem sprechen. Die Hunde hatten sich zu ihres Herrn Füßen gelagert, und der eine sagte zum andern: „Bleibe Du hier bei unserem Herrn und bewache ihn gut, damit nicht die Wölfe in der Nacht kommen und ihn fressen; ich für meinen Theil gehe nach Hause, denn es kommen Diebe und brechen ein, wenn nicht ein Gebell gehört wird.“ — „Recht so,“ sprach der andere, „geh nur, Kamerad, und bewache das Haus, derweil ich den Herrn bewache.“ Der Mann verstand natürlich alles; er dachte: es ist doch in diesen Thieren mehr Verstand, als man denken sollte, und schickte den einen Hund fort, das Haus zu hüten, wie er auch gewollt hatte; er selbst aber versuchte wieder einzuschlafen, da er sehr ermüdet war. Bald fielen ihm die Augen zu, wie beim Einschlafen immer geschieht, und er würde auch gewiß in Schlaf versunken sein, wäre nicht sein Gehör durch den Unterricht der Schlange so scharf geworden, daß jeder Laut zu ihm drang. So hörte er jetzt mit einem Male ein wunderliches Gefummel und konnte deutlich verstehen, was eine andere Fichte derjenigen zuklifferte, an deren Wurzel er lag. Es lautete so: „Gevatter, komm zu mir, ich muß gleich sterben; komm zu meiner Beerdigung!“ — „Ach, ich kann nicht,“ flüsterte die Angeredete, „verzeih mir! ein Nachtgast liegt an meiner Wurzel!“ — „D komm doch, komm!“ rief jene noch zu wiederholten Malen, aber der Gevatter rührte sich nicht von der Stelle. Da stürzte die sterbende Fichte plötzlich prasselnd zu Boden, daß der Wald erdröhnte; die lebende aber, an deren Wurzel der Waidmann lag, sagte bei dem Falle ihres Gefährten: „Du bist nun hingegangen, alter Freund; auf etwas Gutem standest Du immer, und auf das Gute bist Du auch gefallen!“ Der Mann hörte diese Worte noch, da aber von jetzt ab alles im Walde ruhig wurde, bekam der Schlaf endlich volle Gewalt über ihn.

Nun, einen langen Schlaf gestattete der Waidmann sich eben doch nicht; schon mit Aufgang der Sonne erhob er sich, und gleich fiel ihm ein, was die Fichten in der Nacht gesprochen. „Habe ich geträumt, oder was ist's gewesen?“ dachte er; „ich muß doch einmal zusehen, was Gutes unter jener Fichte zu finden ist.“ In dieser Absicht schlug er die Richtung ein, von wannen er in der Nacht das Prasseln gehört hatte, und ging lange, bis er bei dem gefallen Baume ankam. Da ergab sich das ganze nächtliche Gespräch als Wahrheit; an der Wurzel der Fichte lag ein großer Schatz an Geld, und in der Krone saß ein glänzend schwarzer Fuchs. Der Mann nahm Beides mit nach Hause und wurde auf diese Weise reich. „Nun, ich könnte wohl jetzt auch ein Weib haben, da genug zu Leben vorhanden ist,“ dachte er bald in seinem Sinne, und wirklich nahm er sich ein Weib, so schön und schön, wie keine mehr im Lande. Mit dieser lebte er fortbin glücklich daheim, denn er hatte Alles in Ueberfluß; doch begann die Zeit ihm lang zu werden, da er als ein Reicher müßig in den Tag hinein lebte. So stand er eines Morgens am Fenster seiner Stube und blickte hinaus, weil das Wetter gar schön war. Da sah er seine geräumigen Felder, und unter dem Fenster war ein schönes Stück Flachland, auf welchem kleine Vögel herumhüpfen. Unter anderen kam auch ein Spatz mit seinen Jungen geflogen, um an dem Flachse zu picken; aber die jungen Späzchen waren noch unflug und ließen sich an der Erde nieder. Da belehrte sie ihre Mutter und sagte:

*) Aus dem zweiten Bande der Satuja ja tarinoita.

„Fresset nicht aus der Erde, meine Söhnelein, fresset an den Lehren; was in der Erde steckt, ist uns sicher, die Lehren aber werden weggemäht.“

Als der Mann dies hörte, mußte er lachen. Die Frau, welche nahe bei ihm beschäftigt war, Kuchen zu backen, bemerkte dies und sagte: „Was lachst Du, alter Narr? siehst Du an mir etwas Lächerliches?“ — „Um! ich lache, weil ich muß, und kann nicht sagen, warum,“ entgegnete er; „Dich geht es nicht an.“ — Nun kennt Ihr aber der Weiber Art; wird man ihrer so leicht lebzig, bevor sie etwas vollständig erfahren haben? Erst verlegte sich die Frau darauf, ihren Mann zu bitten, dann kam sie ihm schon an den Hals, verfolgte ihn überall und flehte ihn brünnig an, ihr doch zu offenbaren, warum er an dem Fenster gelacht habe? Der Mann wurde auf die Länge dieser Qual und des Lebens satt und sagte endlich: „Bringe mir reine Kleider, dann sollst Du's erfahren.“ Nun, das Weib brachte ihrem Manne die Kleider; der zog sie an und legte sich der Länge nach auf die Bank, wie man einen Leichnam auf ein Brett legt. Auf dem Gute waren fünfzig Hühner und ein Hahn; nun sagte der Mann von der Bank her, auf die er sich ausgestreckt hatte, zu seinem Weibe: „Laß die Hühner alle herein, damit ich sie noch einmal sehen kann, bevor ich sterbe.“ Ihr merket wohl, es war ihm gar peinlich, zu sagen warum er gelacht, denn er wußte ja, daß es dann gleich um ihn geschehen sein würde. Die Frau aber glaubte; ihr Mann wolle sich nur einen Scherz machen, da er bisher immer sehr heiteren Gemüthes gewesen; sie that also, wie er sie gebieten, und trieb die Hühner herein. Sobald der Hahn mit seinem Troß auf dem Fußboden angekommen war, blähte er sich hochmüthig auf und sagte mit vieler Salbung: „Kotkotofo, koo-kotof: schau, ich habe fünfzig Weiber und herrsche über sie alle; der Hauswirth hat nur Eine und kann sie nicht in Zucht halten; darum wird er jauch des Todes sein.“ Da der Mann das Gegader verstand, so sprang er nach einigem Besinnen hastig von der Bank auf und schrie seiner Frau zu: „Weib, was siehst Du hier müßig? Die Kuchen sind gebacken, mach' Dich nun gleich an eine andere Arbeit, oder ich zaufe Dich!“ Dabei that er wirklich, als wollte er sie beim Schopfe fassen, sie aber flüchtete auf den Hof und von da in den Viehstall. So blieb das unheilvolle Wort ungesprochen und der Mann am Leben. Die Frau von ihrer Seite stellte keine unnöthigen Fragen mehr und leistete forthin schönen Gehorsam. Seit der Zeit lebten sie immer glücklich, und es gab niemals Streit zwischen ihnen. [264]

Gesellschaftsspiele.

Jetzt, bei Beginn des Lenzes, wo in Gesellschaften nicht mehr ganz allein die Unterhaltung der Jugend bildet, dieses Vergnügen, das nicht anders, als bei Gas- und Lampenlicht geübt und vor dem Tageslicht zu fliehen scheint; jetzt dürfte es vielleicht an der Zeit sein, an einige unterhaltende Spiele zu erinnern, welche im geselligen Zusammensein die Zeit angenehm verkürzen und dem Scharfsinn und der Geistesgegenwart Gelegenheit geben, sich zu offenbaren.

Das erste der Spiele, von denen wir reden, wollen wir nennen:

Sekretair spielen.

Die Personen der Gesellschaft schreiben — auf Papiere von gleicher Gestalt und gleichem Ansehen, jede Person auf ein Papier, eine Frage, doch so, daß noch Raum für eine Antwort darauf übrig bleibt. Wenn die Fragen alle geschrieben sind, werden die Blätter untereinander gut zusammengerollt in einen Hut geworfen und etwas vermischt. Darauf zieht jeder bei dem Spiel Verheilte eines der Blätter, das der Zufall ihm in die Hand führt, und muß augenblicklich die Antwort darunter schreiben.

Sind auf diese Weise alle Fragen mit Antworten versehen, so werden die Blätter abermals zusammengerollt, und das Entfalten und Vorlesen entweder Einem übertragen, oder sie werden wieder zusammengethan, damit jeder Einzelne ein Blatt nehmen, es entfalten und vorlesen könne.

Je nach der Begabung der Mitspielenden kommen bei diesem Spiele schöne und geistreiche, belehrende und witzige Bemerkungen vor, welche häufig der Aufzeichnung werth sind.

So schrieb kürzlich in einer Gesellschaft Madame B. auf ihr Blatt die Frage: „Warum folgen Sie mir immer und überall?“ Der Zufall brachte das Papier in die Hände des Herrn L., eines langjährigen Freundes der Dame, und er schrieb, die Handschrift erkennend, unter die Worte derselben: „Fragen Sie, warum die Nacht dem Tage folgt.“ Madame J. schrieb die Frage auf: „Warum dringen die Männer weit leichter in unsre Phantasie, als in unser Herz?“ und Hr. v. A. antwortete darauf: „Weil das Herz der Frau ein spitzer Winkel ist. Man muß schon sehr genau zielen, wenn der Pfeil nicht abgleiten soll.“

Auch folgendes Spiel bietet oft sehr unterhaltende und pikante Resultate:

Es wird ein Kreis gebildet, in dessen Mitte die als Frazer gewählte Person umhergeht und an jeden der Mitspielenden der Reihe nach die Frage richtet: „Womit hat der Gegenstand Aehnlichkeit, an den ich denke?“

Sobald alle Antworten gegeben sind, nennt der Fragende den Gegenstand seiner Gedanken, und es handelt sich nun darum, bei einem zweiten Umzuge die Rechtfertigung zu erfahren, die Jeder für seinen Vergleich aufbringt. Erscheint diese Rechtfertigung ungenügend, so hat die Person, welche sie aussprach, ein Pfand zu geben.

Von den Ergebnissen dieses Spiels hier nur ein Beispiel: Die Reihe zu fragen war an Fr. v. F., einer jungen, reizenden Dame, die, seit Kurzem mit einem kränklichen, grämlichen alten Manne verheiratet, diesen mit rührender Sorgfalt pflegte.

Als sie den Kreis durchschritten mit der verhängnißvollen Frage: „Womit hat der Gegenstand Aehnlichkeit, an den ich denke?“ trat sie zu der ersten Person zurück und erklärte mit lauter Stimme, daß sie an ihr en Mann gedacht!

Die Verlegenheit war allgemein. Einige hatten den unbekanntem Gegenstand ihrer Gedanken mit einem Rhinoceros, mit einem Kessel oder ähnlichen Herrlichkeiten verglichen, An-

dere mit dem Monat Mai — und wie ließen solche Vergleiche sich rechtfertigen?

Die vierte Person des Kreises hatte geantwortet, der „Gegenstand“ habe Aehnlichkeit mit einem Esel, und endlich erging an den Unglücklichen die niedererschmetternde Frage: „Können Sie mir sagen, mein Herr, worin mein Mann einem Esel gleicht?“

Der Gefragte hatte allerdings Ursache, verlegen zu werden, doch schnell entgegnete er mit ritterlicher Artigkeit:

„Darin, daß er, wie das genannte Thier in der heiligen Schrift, oft mit der heiligen Jungfrau zusammen gesehen wird.“ Fr. v. F. biß sich auf die Lippen und ging weiter, ohne ein Pfand zu fordern.

Ein großer Vortheil bei diesem Spiele ist es, wenn man seinen Platz entfernt vom Beginn des Kreises wählen kann, weil dadurch Zeit gewonnen wird, die Antwort zu überlegen.

Königin Blanche.

Ein Verirrspiel.

Dieses Spiel kann, wie alle Verirrspiele, nur dann in einer Gesellschaft vorgenommen werden, wenn eine Person sich darunter befindet, die das Spiel nicht kennt.

Eine Dame, weiß gekleidet, in einen langen weißen Schleier gehüllt, tritt in die Gesellschaft, ein Kästchen in der Hand haltend. Mit gravitätischem Schritt tritt sie vor und spricht mit feierlicher Stimme:

Die Königin, die gestrenge,
Im schneeweißen Gewand,
Sie hat einen kleinen Sylphen,
Ihren treulosen Gehilfen,
In dieses enge
Kästchen gebannt.
Wollt Ihr dem todtten Esen
Wieder zum Leben helfen,
So haucht in dies Kästchen hinein
Und haucht ihm Odem ein!

Eine Person der Gesellschaft tritt nun mit ehrerbietigem Gruß vor die Königin; diese öffnet den Deckel des Kästchens, läßt den mitleidigen Befreier hineinhauchen, doch der Sylph erwacht nicht. Die Königin schließt hierauf das Kästchen wieder, hält es an's Ohr und spricht:

„Tif Taf! Tif Taf!“

Wer löst des Sylphen Todesbanden?

„Ach — noch ist er nicht auferstanden!“

Mehrere Personen nach der Reihe versuchen den gefangenen Sylphen zu befreien, indem sie scheinbar in das Kästchen hauchen — doch vergebens. — Endlich naht der Rechte, d. h. der, dem die harmlose Mystification bereitet werden soll. Er haucht in das Kästchen und wird im nämlichen Moment von einer Wolke weißen Mehlstaubes überschüttet, den die übrigen in's Geheimniß Eingeweihten in dem Kästchen aufzublasen sich wohl hüteten. Die Königin, sowie die ganze Gesellschaft der Verschworenen, ruft nun im Chor dem armen Weißkopf zu:

„Tif Taf! Tif Taf!“

Zubelt durch das ganze Haus!

„So steht ein auferstandner Sylphe aus!“

Die Basis dieses keineswegs geistreichen Spieles ist wie bei all dergleichen Spielen die nicht eben rühmliche Neigung des Menschen, auf fremde Kosten zu lachen. Doch ist bei dem hier erwähnten Spiele die Mystification wenigstens eine harmlose und unschädliche und kann dem Betrogenen keinen Nachtheil irgend einer Art bringen, sobald er nur tapfer mit zu lachen versteht und sich zu trösten weiß mit der Ueberzeugung, daß er diese Täuschung nur einmal im Leben zu bestehen hat und den Staub dieses Irrthums leicht „abjuchiteln“ kann. [2572]

Strohütte zu bleichen.

Bei der Annäherung des Frühjahres dürfte es vielleicht mancher auf dem Lande wohnenden Leserin angenehm sein, das Verfahren zu kennen, wodurch sie ihren durch Vieles Tragen dunkel gewordenen Gartenhüten oder andern Strohhüten, welche der verschönernden Hand der Putzmaacherin nicht übergeben werden sollen, ihre frühere Weiße wiedergeben kann. Soll die Form des Hutes verkleinert oder vergrößert werden, was durch Wegnehmen oder Hinzuthun passender Strohhorten geschieht, so müssen die zu bearbeitenden Stellen des Hutes, sowie die Borten, vorher angefeuchtet werden, weil sie sonst beim Nähen oder Abtrennen brechen würden.

Das Waschen der Strohhüte geschieht auf folgende Art:

62 Gramme Weinsteinalkali wirft man in 4 Pfund kochenden Wassers, taucht den Hut in diese Flüssigkeit, reibt ihn wiederholt mit einer neuen Bürste, breitet ihn dann auf einem Tische aus, wäscht ihn mit Seifenwasser und läßt ihn darauf im Schatten abtropfen. Nun stellt man in eine Kiste, welche breit und hoch genug für den Zweck ist, ein irdenes Gefäß mit 125 Grammen (1/4 Pfund) Schwefelblüthe, zündet sie an, hängt den Hut darüber auf, indem man ihn an weißes Leinenband festsetzt, das kreuzweise oben an den Rand der Kiste festgenagelt ist. Wollte man den Hut, statt ihn an das Band zu heften, mit Stecknadeln aufstecken, würden nach beendigter Bleiche so viele Flecken als Nadelstiche sichtbar sein. Fünf bis sechs Stunden muß der Hut in der Kiste eingeschlossen bleiben. Dann befeuchtet man ihn auf der Rückseite mit einer Auflösung guter Gelatine (12 Gramme auf ein Glas Wasser) und plättet ihn auf der rechten Seite mit nicht zu heißem Eisen, indem man ein Seidenpapier darüber legt. Ueber einer passenden Holzform läßt das Plättchen sich leichter und für die Form des Hutes vortheilhafter vollbringen.

Das hier angegebene Quantum von Salz, Wasser und Gelatine (Gummi) reicht für 5 oder 6 Hüte hin, wie es überhaupt nur rathsam ist, das Bleichen der Strohhüte an mehreren zugleich zu unternehmen, da die Mühe, an einen einzelnen gewandt, nicht lohnend genug ist.

Feine Strohhüte würden wir jedenfalls rathen, zum Bleichen und Modernisiren einer guten Modistin zu übergeben. [2570]



Veilchensyrop.

An einem hellen Frühlingstage, wenn die Veilchen sich zu voller Blüthe entwickelt haben, pflückt man, freilich nicht allein, sondern mit thätigem Beistande vieler Hände, 1 Pfund Veilchen. Man läßt sie aus, das heißt, man pflückt Stiele und Kelche ab und behält nur die wirklichen blauen Blumenblätter, als den allein duftenden Theil, zum Gebrauch. Ueber diese Veilchenblätter wird nun 1 Pfund kochendes Wasser gegossen, mit dem sie 12 Stunden stehen müssen. Nach Ablauf dieser Zeit drückt man dieses Veilchenwasser leicht durch ein reines Leinentuch und läßt es abermals einige Stunden stehen. Dann gießt man es klar ab (der Bodensatz bleibt in dem Gefäß zurück), thut diesen Saft in ein zimmeres, silbernes oder Steingut-Gefäß (nicht in ein kupfernes) zusammen mit 3 Pfund schönen weißen Zucker. Dieses Gefäß wird in ein größeres mit kochendem Wasser gestellt, so daß sein Inhalt bei leisem Kochen sich vermischt; der Schaum muß sorgfältig abgenommen werden. Hat der Zucker mit dem Veilchensaft sich hinlänglich verbunden, und schäumt er nicht mehr, so wird der Syrop abgenommen, nachdem er etwas verköhlet, in Flaschen gefüllt und im Keller aufbewahrt. Dieser Syrop ist für Brustleidende wohlthuend.

Veilchenmus oder Marmelade.

1 1/2 Pfund sauber ausgelesene Veilchenblätter (Blumenblätter) werden im Mörser gestoßen. Unterdeß stellt man 1 Pfund Zucker über das Feuer, rührt, wenn er anfängt größere Blasen zu werfen, die gestoßenen Veilchen in den kochenden Zucker, und fügt noch 1 Pfund Apfelselge hinzu. Diese Marmelade ist gleichfalls heilsam für Brustleidende.

Ueberzuckerte Veilchen (pralinées).

Ein Pfund Veilchen (d. h. so viel, daß die blauen Blätter, von Stielen und Kelchen abgeplückt, 1 Pfund betragen), wird in frisches Wasser gethan, was sogleich bei dem Abpflücken der Blätter, also nach und nach geschehen kann. Nachdem diese Blumenblätter auf diese Weise erfrischt und gereinigt, schüttet man sie in ein Sieb und läßt sie abtropfen, ohne sie zu drücken. Unterdeß hat man 1 Pfund Zucker kochen lassen; ist derselbe so weit, daß er, wenn man mit dem Schaumlöffel hineintaucht und ihn ablaufen läßt, Faden zieht, so wirft man die Veilchenblätter hinein, läßt das Ganze noch 7 oder 8 Mal aufwallen, und rührt dann mit einem Holzlöffel so lange, bis der Zucker sich wieder zu härten anfängt. Nun schüttet man das Ganze auf ein Zuckersieb und läßt die Veilchenblätter, die sich gewöhnlich sehr zusammenbrüden, von einander ab. Die fertigen Pralinées werden in mit Papier ausgelegte Schachteln gethan und an einem trocknen Orte aufbewahrt. Diese überzuckerten Veilchen sind nicht nur eine sehr angenehme Mäsherei, sondern zugleich heilsam für die Brust, wie der Veilchensyrop. [2571]

Ofstereier von Zucker und Chokolade.

Man macht am spizen Ende der Eier mit einer Nadel eine Oeffnung, eben nur groß genug, um den Inhalt ausgießen zu können, kocht Zucker so lange, bis er, obgleich noch flüssig, schon wieder eine gewisse Consistenz anzunehmen beginnt, was dadurch erprobt werden kann, wenn man ein hölzernes Stäbchen in kaltes Wasser, dann in den kochenden Zucker, dann wieder in kaltes Wasser taucht und der am Stabe hängende Zucker ein knatterndes Geräusch verursacht. Hat man durch diese Probe gesehen, daß der Zucker den rechten Grad erreicht, so färbt man ihn mit etwas Carmin, und gießt ihn mit Hilfe eines kleinen Trichters in die leeren Eier. Ist der Zucker erkaltet, so zerbricht man die Schalen und erhält schöne rosenfarbene Eier.

Um dunkle Eier zu erhalten, löst man in einem Casserol mit etwas Wasser Chokolade zu einem flüssigen Teig auf, gießt diesen Teig in die leeren Eierschalen, und zerbricht die Schalen, sobald die Chokoladenmasse völlig verhärtet.

Zu Allgemeinen findet man Hühnereier zu groß für derartige Bonbons und bedient sich dazu der Perlhühner- oder Taubeneier, ja sogar der Eier noch kleinerer Vögel, nur muß man bei diesen sehr vorsichtig zu Werke gehen, soll die dünne Schale nicht während der Operation zerbrechen.

Einfache Art, Eier mit einem Arabeskenmuster zu versehen.

Man nimmt ein großes Hühner- oder Truthühnerei, durchsticht es an beiden Seiten, gießt den flüssigen Inhalt aus und schiebt eine Stricknadel durch das Ei, wodurch es möglich wird, es zu bearbeiten, ohne es in die Hand zu nehmen oder auf dem Tische hin und her zu rollen. Nun beklebt man das Ei mittelst etwas aufgelösten Gummi mit Figuren, die man nach Belieben und Geschmack aus buntem Sammet, Seide oder Papier auszeichnet. Ist dies geschehen, so nimmt man frische Birnen, drückt den Saft daraus in ein Farbensäßchen, indem man mit dem Daumen der rechten Hand auf der Rückseite der Blätter entlang fährt, mischt unter diesen Saft etwas Gummi, taucht einen kleinen Pinsel in die Flüssigkeit und zeichnet damit Arabesken auf die leergebliebenen weißen Stellen des Eies. Nachdem diese Arbeit beendigt, werden die Seitenöffnungen des Eies mit Stärke und Gummi geschlossen, und die allerliebste Spielerei ist fertig, welche besonders auf dem Lande Anklang finden dürfte, da die Utensilien zur Arbeit leicht zu erreichen sind.

Auf ganz dieselbe Art lassen sich Kästchen von weissem Holz oder Elfenbein verziern. [2573]

Wortspiele.

Motto: Das Rathen — es kostet gewiß nicht viel Rath, Nur nimm's nicht genau mit der Orthographie.)

1.

Wie nenne ich in einem Worte Des irdischen Behagens Ziel, Mit dem zugleich ich von dem Orte Wo Du verweilst, Dich locken will.

2.

Kannst Du das Thier mir nennen, Das Du an seiner Stimme kannst erkennen, Und das das Schicksal ausserst, Dir doppelt zuzurufen: „Sieh' Dich vor!“

3.

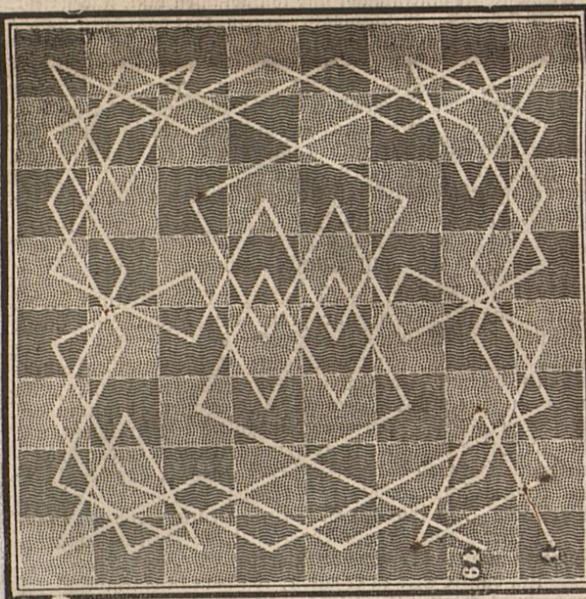
Wenn Etwas Du zu tragen hast Und wird zu schwer Dir diese Last, Wie sagt zum Freund Du: „hilf mir heben!“ Und kannst zugleich den Namen eines Vogels von Dir geben?

J. L.-s.

Rösselsprung-Aufgabe.

Table with 8 columns and 8 rows for a chess puzzle. Columns: Ab., den, Mai, den, tra., men, sa., lig. Rows contain chess pieces and their positions.

Schlüssel zu obiger Rösselsprung-Aufgabe.



Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 15.

Beutefüchtige Soldaten („Reide“ lustige Soldaten).

Auflösung des ersten Räthfels in Nr. 15.

Großbeeren.

Auflösung des zweiten Räthfels in Nr. 15.

Ostende.



Fr. C. S. in S.-ch. Mit einigen Aenderungen. Fr. C. S. in A. Dank für das schöne Gedicht. Fr. C. S. in G. Ist ähnlich schon zu oft dagewesen. Fr. A. G. L. in S.-g. Besten Dank. Die in Aussicht gestellte Fortsetzung wird uns erfreuen. S. A. in B. Wird benutzt werden, wenn auch in anderer Form. Fr. W. C. L. in S.-u. Fr. S. in H. bei S., Sel. Clara S. in J. M. bei B. Der erwähnte Uebelstand ist leider nicht zu befeitigen, wenigstens nicht von unserer Seite. Fr. C. S. in C. Wir können die Modelle nicht früher aus den Händen geben, als sie im Bazar veröffentlicht sind. — Centimeter-Maß finden Sie auf unserm Supplemente mit abgedruckt. Fr. M. S. in Ph. Ja! Fr. W. Lutz in S.-dt. Sobald sich Raum findet. Fr. L. Sch.-g. Angenommen. A. in W.-n. Wir geben, wie oft erwähnt, grundsätzlich dergleichen Recepte nicht.

Fr. A. L.-r in N. Das von Ihnen angeregte Thema werden wir nächstens ausführlicher besprechen. Fr. G. K. in Coribus. Wir bedauern, gegenwärtig von Ihrer freundlichen Zusendung keinen Gebrauch machen zu können. D. M. in Brunn. Sie erlauben uns einige Aenderungen? Fr. S. G. in Hannover. Jetzt können wir über Aufnahme oder Nicht-Aufnahme noch nicht entscheiden. Fr. L. K. in Frankfurt a. O. Wir werden Ihrer Wünsche eingedenk bleiben, denn hoffentlich wird das erwähnte frohe Ereigniß noch nicht so nahe sein, um uns in der Zeit zur Ausführung dessen, was Sie begehren, allzusehr zu beschränken. Gleichzeitig erlauben wir uns Sie auf Nr. 14 aufmerksam zu machen, welche Nummer Vieles zur „Ausstattung“ Brauchbare enthält. Fr. C. S. in A. Wir sagen Ihnen aufrichtigen Dank für Ihre Sendung, sowie für Ihre Anerkennung. Die erste wird durch den Bazar manchem Herzen zur Freude gereichen, die letztere nehmen wir als unsere Freude „für uns“. Dem Autor des Gedichts, das so sehr Ihren Beifall gewonnen, werden wir den Inhalt Ihres Schreibens mittheilen und glauben damit in Ihrem Sinne zu handeln. Fr. A. B. in Ofen. Wir bedauern Ihre Zusendung nicht verwenden zu können. Fr. C. M. in A. Die Sohlen, welche Sie zur Erwärmung der Füße geeignet glauben, können wir Ihnen nicht empfehlen, da sie der Gesundheit nachtheilig sind; dagegen geben wir Ihnen hier die Anweisung zur Anfertigung einer gestricelten Sohle, oder, besser gesagt, eines Pantoffels, den man unter jeden Strumpf ziehen kann und der, ohne die geringste Unbequemlichkeit zu verursachen, einen wohlthunenden Schutz gegen das Erkälten der Füße gewährt, welches, wie Sie sehr richtig sagen, an kalten Frühlingstagen noch sehr leicht möglich ist. — Der Pantoffel wird mit feiner weicher Wolle mit etwas feinen Stricknadeln gestricelt. Man beginnt hinten an der Ferse, schlägt 34 Maschen auf und strickt 10 Touren in regelmäßiger Abwechslung von 2 Maschen rechts, 2 Maschen links; dies bildet ein Rändchen, welches verhindert, daß sich die Strickerei zusammen rollt. Abdann arbeitet man 49 Touren in der Weise, daß die Strickerei auf einer Seite ganz glatt ausfällt, an beiden Seiten jedoch das Rändchen in der Breite von 4 Maschen fortgesetzt wird. Abdann folgen in derselben Weise 18 Touren, und zwar nimmt man stets bei der 2. Tour auf jeder Seite zwischen Rändchen und Fond 1 Masche zu, so daß sich die Maschenzahl im Ganzen um 18 vermehrt. Man theilt jetzt die Maschen auf 2 Nadeln ein, schlägt auf eine andere Nadel noch 24 Maschen auf und strickt nun in der Runde, wie bei einem Strumpf, jedoch die ersten 10 Touren über die neu angelegten Maschen in der Abwechslung zweier Maschen rechts, zweier Maschen links, so daß sich auch hier das Rändchen bildet. Hierauf folgen 20 Touren ganz glatt und beginnt abdann im weiteren Verlauf der Arbeit das Abnehmen an beiden Seiten des Fußes bei jeder 2. Tour. Ist die Maschenzahl auf 12 vermindert, dann wird der Pantoffel geschlossen, indem man die 12 Maschen doppelt zusammenstrickt. Fr. B. S. und N. S. in B. Meinen Sie vielleicht einen lambrequin-artigen Fensterbehang? — ein Schnittmuster hierzu läßt sich deshalb nicht geben, weil die Breite der Fenster zu verschieden ist und nach dieser das Lambrequin eingerichtet sein muß — für die zweite Rille können wir Gewährung versprechen, doch nicht zu bald. Fr. A. C. in S.-g. Schnittmuster zu Mantillen können Sie mit Gewißheit erwarten. Fr. Sym. M. Leider ist es uns nicht möglich, in so kurzer Zeit Ihrem Wunsche Gewährung zu verschaffen. Fr. A. K. in W.-r. Wir bedauern, Sie in Ihrer Erwartung gestärkt zu haben. — Die Lieferungen von Schnittmustern können wir nicht bis auf die Herrengarderobe ausdehnen und beabsichtigen nur zuweilen Abbildungen von Herrenmoden zu bringen. Fr. L. G. in Br. Das Gedicht widerspricht der Tendenz des Bazar, weshalb wir es nicht aufnehmen können. Wahrscheinlich besitzen Sie noch eine Abschrift und erlassen uns gütigst die Rücksendung. Fr. C. L. in B. In Betreff des runden Kissens in Nr. 12 des Bazar Folgendes: Sie dürfen kein Bedenken tragen, dasselbe als Rückenissen auszuführen; wie wir schon in der Beschreibung bemerkt, ist die runde Form für die Rückenissen sehr beliebt. — Schneiden Sie jedoch der Sterntheile 1/2 Centimeter breit kleiner, dann wird der Umfang des Kissens schon merklich geringer und das Kissen für ein mäßig großes Sopha passend. Die innere Form des Kissens besteht aus zwei Kreisrundungen, von fester Leinwand geschnitten, welche durch einen schmalen, in der Runde dazwischen gefügten Streifen desselben Stoffes verbunden werden, ungefähr wie bei einer Matratze, doch mit dem Unterschied, daß der Zwischenstreifen etwas faltig eingestrichelt wird und das Kissen keinen gerade in die Höhe stehenden, sondern einen haushohen Rand erhält. Die Füllung muß weich sein und das Kissen, wenn es vollendet, vermöge einer Sattlernadel mit einigen Stichen zusammengezogen werden — da wo die Quasten befestigt sind — um ihm die rechte Form zu geben. Wollen Sie sich dieser Arbeit selbst unterziehen, so werden Ihnen diese Angaben von Nutzen sein. Fr. Bar. F. v. B. in T.-e. Die weißen Jäckchen werden jedenfalls in diesem Sommer noch getragen — von Fiqué, glatt, hauptsächlich mit Besantentriebesag — von Battist, krausgezogen, mit Stickerei. Diese Angaben vorläufig — später werden wir ausführlicher darüber berichten und, wenn es möglich, auch Schnittmuster dazu liefern. Fr. Th. C. in L., Fr. A. B. in S., Fr. Th. N. in S., Fr. D. Sch. in S. Die Namen werden Sie erhalten. Fr. D. F. Die Buchstaben sollen jedenfalls erscheinen, doch den Namen können wir jetzt noch nicht versprechen. — Mantillenschnitte bringt eines der nächsten Supplemente. Fr. B. v. C. Für das nächste Supplement sind die Schnittmuster vorher bestimmt und dürfte die Erfüllung Ihres Wunsches noch einige Verzögerung erleiden. Fr. W. W. 4 in L. und Fr. W. N. in S.-fels. Häfelstoffs zu Tisch- und Sophadeden werden, so bald es der Raum gestattet, erscheinen, einzuweilen erinnern wir an einige sehr schöne Vorlagen zu dem genannten Zwecke, in Nr. 6, 14, 28, 40, 44 des vorigen Jahrganges. Fr. W. S. in L.-u. a. Wenn es möglich ist.

Eine Mittheilung an unsere Abonnentinnen.

Das Verlangen nach Schnittmustern hat sich Seitens unserer Abonnentinnen in neuerer Zeit so gesteigert, daß wir im Interesse derselben Bedacht genommen haben, den Wünschen derjenigen Leserinnen, denen die Anzahl von Schnittmustern, welche die Bazar-Supplemente zu bringen pflegen, nicht genügen, auf andere Weise nachzukommen. Eine größere Anzahl von Schnittmustern im Bazar zu liefern, als bisher geschehen (b. h. monatlich 1—2), ist unmöglich, denn wir könnten es nur dann, wenn wir einen großen Theil unserer Abbildungen von Toiletten-Gegenständen und Handarbeiten fortlassen ließen. Damit würde indeß sicherlich Niemandem gedient sein. Um nun aber unserm Princip: „allseitig nach Möglichkeit zu befriedigen“ getreu zu bleiben, haben wir uns im Interesse der vielen Leserinnen, welche eine größere Anzahl von Schnittmustern zu erhalten wünschen, als der Bazar zu bringen Raum hat, entschlossen, von heute ab neben dem Bazar eine besondere Schnittmuster-Zeitung herauszugeben unter dem Titel:

Pariser Modelle

für die Anfertigung

der gesammten Damen-Garderobe, Leibwäsche und Kinder-Garderobe.

Herausgegeben

von der Administration des Bazar

und unter verantwortlicher Redaction von F. Suhr, Damenkleider-Modist.

Diese „Pariser Modelle“ werden alle 10 Tage erscheinen, und zwar am 1., 10. und 20. eines jeden Monats; jede Nummer liefert 2 bis 3 Schnittmuster und soll der Abonnementspreis

für die Bazar-Abonnentinnen vierteljährlich nur 10 Sgr. (30 Kr. C. M. — 36 Kr. Rhein.) betragen.

Für diesen kaum nennenswerthen Preis liefern wir also vierteljährlich 20 bis 25 neue pariser Original-Schnittmuster, und kostet mithin jedes Modell kaum 6 Pfennige (oder 1 1/2 Kr. Rhein.), während man ein solches Modell, von Paris oder Berlin bezogen, bisher mit 3 bis 5 Thalern bezahlte!!!

Diesen billigen Preis, welcher kaum unsere Auslagen für Papier und Druck deckt, stellen wir, um unsere sämmtlichen Abonnentinnen zu der Anschaffung unserer Zeitung „Pariser Modelle“ zu veranlassen und um diese Anschaffung auch den Mindestbegüterten leicht zu machen, denn, wir wiederholen es, nur im Interesse der Bazar-Abonnentinnen unterziehen wir uns dieser mühevollen Arbeit.

Die „Pariser Modelle“ werden alle Garderobe-Gegenstände in größter Auswahl (zu Mädchen- und Knaben-Garderobe für die verschiedenen Altersstufen) bringen, und werden wir vorzugsweise die Modelle zu den Modenschildern des Bazar liefern. Ausdrücklich wollen wir noch bemerken, daß der Bazar durch die Herausgabe der „Pariser Modelle“ feinerer Aenderungen erleidet, vielmehr vor wie nach Schnittmuster in der bisherigen Anzahl bringt. Selbstverständlich sind die Schnitte, welche der Bazar und die „Pariser Modelle“ veröffentlichen, ganz von einander verschieden.

Schließlich bitten wir unsere Leserinnen, die Bestellung auf die „Pariser Modelle“ bei der Buchhandlung oder bei dem Post-Amt, durch welche sie den Bazar empfangen, schleunigst zu machen, da wir später für die Nachlieferung der erschienenen Nummern nicht garantiren können. Die ersten Lieferungen werden Modelle enthalten von Neuen Taillen zu Sommerroben, von Frühjahrsmänteln, Mantillen u. s. w. u. s. w. — Nr. 1 erscheint in 8 Tagen.

Berlin, Ende März 1858.

Die Administration des Bazar.

Druck von P. G. Teubner in Leipzig.